D'Artagnan's Liebesabenteuer.

Von

Albert Blanquet.

Nachtrag

zu den

„Drei Musketieren"

von

Alexander Dumas.

Aus dem Französischen

von

Dr. G. F. W. Rödiger.

Erster Theil.

Pest, Wien und Leipzig, 1860.

Hartleben's Verlags-Expedition.

An Herrn Alexander Dumas.

Theurer Meister!

Als Sie den »Mousquetaire« gründeten, kam ich einer der Ersten zu Ihnen, und Sie nahmen mich mit Ihrem freundlichen, geistvollen Lächeln auf und reichten mir Ihre schöne kräftige Hand, welche, von der reichsten Phantasie unseres Zeitalters geführt, schon so viele Wunder vollbracht hat.

Während ich meinen noch unbekannten Namen in dem Schatten Ihres großen Namens barg, glaubte ich fast zur Familie zu gehören: als der bescheidenste Ihrer Musketiere wollte ich die Genealogie der Vorfahren meines Anführers kennen lernen.

Ich suchte daher in der kaiserlichen Bibliothek die Memoiren d'Artagnan's, welche, wie unvollständig und mangelhaft sie auch sind, Ihnen die Idee des herrlichen Werkes gegeben hatten, welches Sie der Bewunderung unserer Söhne hinterlassen werden, — und ich staunte über das, was Sie aus so Wenigem gemacht haben.

Ich bewunderte die Kraft Ihrer Phantasie, welche diesen bis dahin fast unbekannten Mann zum Helden so vieler Ereignisse und Thaten gemacht hat, daß die Sagen von Theseus, Jason und Herkules jetzt wahre Kinderspiele sind.

Sie haben so wenig aus diesen Memoiren geschöpft; Sie haben nicht nur so viele Aehren, sondern Garben fallen lassen, daß ich den kühnen Vorsatz faßte die Nachlese zu halten.

Ich habe jedoch Ihr Eigenthum nicht angetastet, lieber Meister, ich habe die übrigen schönen Gebilde Ihrer Phantasie nicht angerührt: ich habe nur d'Artagnan genommen: und Schritt für Schritt seinen Memoiren und der Geschichte folgend, habe ich — in der That ein großes Wagstück — einen Abglanz Ihrer wundervollen Epopöe zu erzielen gesucht.

Wer in das Leben eintritt, bedarf oft einer Stütze. Je größer, stärker, ruhmvoller diese Stütze ist, desto sicherer gehen wir, desto größer wird unsere Hoffnung, das Ziel zu erreichen. Verzeihen Sie mir daher, daß ich es wagte, in Ihre Siebenmeilenstiefel zu kriechen, und mich durch das blitzende Rapier Ihres kühnen Musketiers nicht abschrecken ließ.

Sie haben einen Sohn, der einst der Erbe Ihres Ruhmes sein wird; aber Sie haben sich auch feurige, strebsame Schüler erzogen, die Alles aufbieten, die großen Lehren

Ihres schon so reichen Lebens nicht untergehen zu lassen.

Auf d'Artagnan's Schwert mich stützend, will ich in die Welt eintreten. Sie lieben die Kühnheit, haben Sie Nachsicht mit mir.

Sie werden übrigens sehen, daß dieses Schwert in meinen Händen nicht ganz zur Stricknadel geworden ist. Wenn mir nur Ihr großartiger Styl zu Gebote stände, um mich auszudrücken wie ich es wünschte! Es bleibt mir also nichts übrig, als Sie um Ihren Segen zu bitten, theurer Meister. Sie sind so glücklich, daß er meinem kleinen Roman, der Nachlese Ihres großen Werkes, gewiß nicht schaden wird.

Genehmigen Sie die neue Versicherung meiner Bewunderung und Ergebenheit, mit der ich mich jederzeit mit Stolz Ihren vormaligen Mitarbeiter nennen werde.

Albert Blanquet.

Erstes Buch.

I.

Der Maskenball.

Die Landstraße von Paris nach Pontoise war reizend im August des Jahres 1652. Große dichtbelaubte Ulmen, die damals noch nicht beschnitten und ausgeputzt waren, bildeten über dem Wege eine Art Laubdach, durch welches nur hier und da ein dünner Sonnenstrahl drang.

Man bekam auf diesem Wege Lust, bis in die üppiggrüne Normandie zu wandern, wo die Landstraßen wo möglich noch anlockender sind, denn sie bieten dem durstigen Wanderer im Ueberfluß die säuerliche Frucht, aus welcher in diesem reichen Lande das Hauptgetränk gewonnen wird.

An einem schönen Nachmittage ritten zwei Reiter unter diesem Laubdache in einiger Entfernung von einander; der zweite blieb allerdings nur um einige Schritte hinter dem andern zurück, aber die ehrerbietige Haltung des zweiten gab deutlich zu erkennen, daß zwischen ihm und dem voranreitenden Edelmann jene weite Kluft war, welche durch das Wort Dienstbarkeit bezeichnet wird.

Der Reitknecht war ein großer Mensch von höchstens vierzig Jahren mit flachsblondem Kopfe, an welchem die einzelnen grauen Haare, die sich vielleicht schon zeigten,

nicht sichtbar waren; er hatte eine blühende Gesichtsfabe, rothe Nase und ausdruckslose Augen; ein langer Säbel klapperte an der Seite seines Pferdes, und wenn er auch keine Feder am Filzhut hatte, so sah man doch an der Art, wie er diesen trug, daß er vormals in einem Regiment gedient haben mußte. Er war von Jonchery bei Reims gebürtig, und vermuthlich seiner Heimat hatte er den Namen Champagne zu danken, den ihm sein Herr gegeben.

Der Herr war ein Edelmann von etwa dreißig Jahren; sein Gesicht war voll Kraft und Leben, und die etwas gekrümmte Nase gab seiner Physiognomie den Ausdruck der Schlauheit und List, der den Südländern eigen ist.

Sein Stand wäre schon an dem dichten Schnurbart und dem zwei Zoll vom Kinne herabhangenden Knebelbart zu erkennen gewesen, wenn er auch nicht die prächtige rothe, mit Gold betreßte Offiziersuniform getragen hätte.

Diese Uniform bezeichnete ihn als Lieutenant der Gardes-Françaises; sein Name war Charles de Batz, Chevalier d'Artagnan, in Béarn.

Das stattliche Aussehen dieses Reiters wurde noch erhöht durch die schönen Formen, die Kraft und das Feuer seines Rappen. Was Wunder daher, daß in den zwölf bis fünfzehn Dörfern, die an der Straße zwischen Saint-Denis und Pontoise liegen, manches Frauen- oder Mädchengesicht in der Thür erschien und dem schönen jungen Cavalier, der wahrscheinlich an den Hof berufen worden war, mit freundlichem Lächeln nachschaute.

Der Hof befand sich nemlich in Pontoise. Der König, oder vielmehr die Königin-Mutter Anna von Oesterreich, hatte auf Mazarin's Rath das rebellische Paris verlassen, und

um die Beschlüsse des Parlaments, dessen Mitglieder der Politik des Ministers widerstrebten, ungiltig zu machen, hatte ein königliches Edict den Sitz der Regierung, und zugleich das Parlament, nach Pontoise verlegt.

Es gab daher damals zwei Parlamente, das in Paris, welches den Prinzen, und das in Pontoise, welches dem Könige ergeben war. Die gesetzmäßige Gewalt befand sich also unläugbar in Pontoise.

Trotz der Armuth des Königs, dessen Casse völlig leer war und der eigentlich nur von des verbannten Mazarin Freigebigkeit lebte, wurde am Hofe das gewöhnliche Leben geführt. Man tanzte, sang und scherzte, und abgesehen von der Pracht der Gemächer war in dem Leben und Treiben dieser üppigen Welt fast nichts verändert.

Doch wir müssen zu den beiden Reitern zurückkehren.

Etwa hundert Schritte von dem Dorfe Saint-Ouen hielt der Cavalier sein Pferd an und sagte zu seinem Reitknecht, als dieser ihn eingeholt hatte und ebenfalls anhielt:

»Champagne, Ihr reitet allein voraus, um mir in der Stadt Quartier zu machen, denn ich befasse mich nicht gern mit derlei langweiligen Dingen. In einer Stunde werde ich in Pontoise sein.«

»Sehr wohl, Chevalier,« antwortete der Reitknecht; »aber nur —«

Der Offizier gab ihm durch einen finstern Blick zu erkennen, daß er an Einwendungen nicht gewöhnt sei.

»Aber der Herr Chevalier vergessen, daß ich nie in der Stadt war und nicht weiß, wo der Herr Chevalier abzusteigen wünschen.«

»Ihr habt Recht, Champagne, aber Ihr werdet leicht

finden. Ihr reitet durch die Stadt hinauf bis zur Kirche Saint-Maclou.«

»Sehr wohl; eine Kirche ist leicht zu finden.«

»Und diese Kirche ist sehr schön, Champagne; ich empfehle sie Euch ganz besonders, falls Ihr einigen Geschmack an der Baukunst findet. Merket wohl, Ihr habt nach Saint-Maclou zu fragen. Auf dem Kirchenplatz wohnt eine sehr brave und fromme Frau, die sich Madame Blanchard nennt.«

»Ich werde den Herrn Chevalier bei ihr melden.«

»Ganz recht. Jetzt könnt Ihr vorausttraben.«

Der Reitknecht gehorchte und verschwand bald im Dorfe Saint-Ouen, welches fast dicht vor dem Thore von Pontoise liegt.

Der Cavalier schaute ihm nach, ohne sich um die Leute zu kümmern, von denen einige zu Pferde und maskirt waren und daher wohl geeignet gewesen wären, seine Aufmerksamkeit zu fesseln.

Sobald Champagne verschwunden war, stieg der Cavalier vom Pferde, band sein Pferd an einen Baum, setzte sich auf einen Erdhügel, stützte die Stirn auf beide Hände und überließ sich seinen Gedanken.

Wir wollen dem Ideengange d'Artagnan's folgen; vielleicht finden wir über diesen interessanten Mann einige Aufklärungen, welche dem Leser zu gute kommen werden.

»Ich muß wahrlich mein Leben von vorne wieder anfangen,« sagte er für sich. »Zwölf Jahre sind so gut wie verloren, denn nach zwölf Jahren Gardelieutenant zu sein, ist keine Errungenschaft zu nennen. Als ich meine Heimat Béarn, das wunderbare, an Naturschönheiten reiche, aber

geldarme Land verließ, sagte mein Vater zu mir: »Bedenke, Chevalier, daß Tréville nichts als sein Wams und sein Schwert hatte, als er unsere Berge verließ, und daß er jetzt Capitän-Lieutenant der Musketiere Sr. Majestät ist und folglich fast den Rang eines Marschalls von Frankreich hat.« So lange als Tréville in Gunst war, konnte ich hoffen mein Glück zu machen: er verschaffte mir einen Platz in der Garde, dann unter den Musketieren — aber die Musketiere sind schon längst entlassen und ich konnte mich glücklich schätzen die Lieutenantstelle zu erhaschen, um nur zu leben. — Es ist wahrlich nicht der Mühe werth. Der selige Cardinal Richelieu war ein großer Geist, er wußte einen Mann zu schätzen und wir haben Thaten gethan, die der Helden Ariosto's oder Tasso's würdig. Ich war damals nicht allein.«

Bei diesen Worten fühlte der Chevalier Thränen in den Augen.

»Wir waren vier Freunde,« setzte er mit Wehmuth hinzu, »vier Herzen, die nur Einen Schlag, vier Köpfe, die nur Einen Gedanken hatten, vier stets schlagfertige und getreue Schwerter. Wo sind jetzt die drei Herzen, nach denen sich das meine sehnt? Ich weiß es nicht. Wir sind durch das Geschick, den Ehrgeiz, die Uebersättigung getrennt worden. Athos, Aramis, Porthos, wo seid Ihr? — Ach! wir Vier würden die Welt aus den Angeln gehoben haben, wenn die Welt uns länger hätte tragen können.«

Diesem letzten hoffärtigen Gedanken folgte tiefe Niedergeschlagenheit, aber bald fuhr der Chevalier in seinem Selbstgespräch fort:

»Mit meinen drei Freunden habe ich das Unmögliche möglich gemacht. Richelieu, der Mann von Erz und Gold,

hat uns bewundert. Der König Ludwig XIII. hat uns geküßt. Die Königin Anna von Oesterreich hat uns gedankt, und alles dies hat nur zu einer Lieutenantstelle in der Garde geführt!«

Ein höhnisches Lächeln spielte um den Mund des jungen Cavaliers, und er sagte mit düsterer Schwermuth:

»Werde ich jemals allein erlangen, was ich mit Hilfe jener drei Riesen an Kühnheit, Geist und Kraft nicht erringen konnte?«

Er musterte im Gedanken alle Phasen seines vielbewegten Lebens; seine Zweikämpfe, die Liebesabenteuer, die er in dem Feuer seiner Jugend eifrig gesucht hatte; die Sendungen, mit denen er von Richelieu und später von Mazarin beauftragt worden war; die Rolle, welche er in den ersten Unruhen der Fronde auf Rechnung des schlauen italienischen Ministers gespielt hatte — eine seiner unwürdige Rolle, weil er keinen Nutzen davon gehabt hatte. Immer war er zu Fuß oder zu Roß, in seiner wahren Gestalt oder verkleidet bald hier bald dort gewesen, um geheime Befehle zu überbringen — und nun, da Mazarin aus dem Lande verbannt war, wer konnte wissen, ob sich der Chevalier nicht auf immer unmöglich gemacht hatte?

Denn zu der Zeit, wo diese Erzählung beginnt, war der Cardinal zum zweiten Male in der Verbannung. Sein Feind, das Parlament, hatte den Sieg davongetragen über den schlau berechnenden Staatsmann, dessen Sturz alle Parteien gewünscht hatten. Der Cardinal hatte eingesehen, daß sein Verbleiben am Staatsruder unvereinbar sei mit seinem seit kurzem entworfenen Plane, die streitenden Parteien zu vereinigen, um später die Früchte dieser Vereinigung zu ernten. Der Prinz von Condé war zum Generalissimus des Heeres unter

dem ziemlich illusorischen Oberbefehl des Herzogs Gaston von Orleans ernannt worden; und obgleich der von einer Provinz zur andern umherirrende Hof diesen Beschluß durch die Verlegung des Parlamentes nach Pontoise beantwortet hatte, so gehörte doch ganz Paris zu der Partei der Prinzen.

Seit dem Mazarin wieder im Exil und der Hof in Pontoise war, hatte der Chevalier mitten in diesen Conflicten von Prinzen, Cardinälen, Weibern, Staatsbeamten und Königen eine gewisse Neutralität bewahrt: er hatte sich gewissermaßen mit epicuräischer Gleichgiltigkeit gewaffnet, um seine Unabhängigkeit leichter zu bewahren und nöthigenfalls seinen Weg wählen zu können.

Er mochte wohl der Prinzen und der Frondeurs überdrüssig geworden sein, denn er begab sich ja nach Pontoise, wo sich der König mit den der Sache des verbannten Ministers treugebliebenen Parlamentsmitgliedern befand.

»Dort hätte ich mich am Ende hinters Licht führen lassen,« sagte er. »In der Nähe des Königs behalte ich immer ein reines Gewissen, und das ist doch etwas.«

Er warf einen feurigen kühnen Blick zum Himmel empor.

»Das Gewissen! — es ist eine verborgene Feder, wenn man die gläubige, vertrauensvolle Stimmung verloren hat, mit der man einst in das Leben eintrat. Vergebens habe ich bis jetzt mein Herz befragt, ehe ich meinen Vortheil ins Auge faßte, ich muß der Jugendschwärmerei entsagen, ich bin allein und will allein mein Ziel erreichen.«

Der Cavalier stand nun auf, band sein Pferd los und lächelte, als er sah, wie das Thier die Baumrinde abgenagt hatte.

»Dir liegt wenig daran,« sagte er mit Bitterkeit, »ob Du zerstörst und verwüstest, wenn Du nur deine Gelüste

befriedigst. Ich will's machen wie Du; ich will sehen, ob meine Wünsche stark genug sind, um alle Hindernisse zu beseitigen.«

Er führte seinen Rappen auf die Landstraße, und erst jetzt bemerkte er einen maskirten Mann, der, hinter einer grünen Hecke versteckt, ihn aufmerksam zu betrachten schien. Sobald er im Sattel saß, bemerkte er, daß der Mann ebenfalls zu Pferde war. Er ritt auf ihn zu.

Aber der räthselhafte Reiter galoppirte querfeldein.

»Was ist das?« sagte der Chevalier, der sich nicht die Mühe nehmen mochte, den sonderbaren Horcher zu verfolgen.

In weniger als einer Stunde war der Chevalier d'Artagnan zwischen den ersten Häusern von Pontoise.

Die Stadt liegt am Abhange eines Hügels, der den Fluß Oise beherrscht; der Béarner mußte daher langsam reiten, und er benutzte dies, um die Häuser und die Gärten, über deren Mauern er hinwegsehen konnte, flüchtig zu mustern.

Die Anwesenheit des Hofes im Schlosse hatte eine ziemlich große Menge von Personen jedes Standes herbeigelockt; die Gasthöfe und Privathäuser waren voll von Gästen und das sonst so stille, unbedeutende Städtchen war der Schauplatz eines ungewöhnlich regen Lebens.

D'Artagnan's glänzende Uniform lockte viele unruhige oder neugierige Gesichter ans Fenster, denn die Pariser Nachrichten wurden mit immer steigender Spannung erwartet; aber die Sorglosigkeit, mit der er die abschüssigen Straßen hinaufritt, ließ keineswegs einen Abgesandten oder Emissär der Prinzen ahnen und die Neugierigen zogen sich wieder in die Häuser zurück.

Als der Chevalier aus einer schmalen Gasse auf den Kirchenplatz kam, that sich ein Fenster auf und es erschien ein weibliches Gesicht, welches unter einer spanischen Mantille fast ganz verborgen war; aber sogleich wurde das Fenster sehr rasch wieder geschlossen, als ob die Person gefürchtet hätte von dem Reiter bemerkt oder erkannt zu werden.

»O weh!« sagte d'Artagnan, »man versteckt sich vor mir — ein Frauenzimmer — ich muß wissen, wer sie ist.«

Und statt an die Hausthür der Frau Blanchard zu klopfen, ritt er seitwärts in eine andere Gasse und kam bald an eine etwa drei Fuß hohe Gartenmauer.

Ungeachtet der saubern, frischgeharkten Wege dieses Gartens besann sich der Béarner keinen Augenblick: er spornte sein Pferd und setzte über die Mauer hinweg. Er wollte lieber auf diesem Wege in sein Quartier gelangen als seine Wirthin rufen; dies hätte Aufsehen machen und seinen Beobachtungsplanen schaden können.

Sobald er im Garten war, stieg er ab und führte sein Pferd durch Kraut und Rüben in einen kleinen Hof, der ihm offenbar wohl bekannt war, denn er schürzte den Zügel sogleich in einen an der Wand neben einem Stalle befindlichen Ring und begab sich ins Haus.

Die Wirthin, die er seinem Reitknecht summarisch beschrieben hatte, eilte auf das Geräusch herbei.

»Herr Chevalier d'Artagnan!« sagte sie sehr erstaunt, als sie ihn erblickte, »ich dachte es wohl, daß nur Sie einen solchen Unsinn begehen könnten!«

»Mich dünkt, liebe Madame Blanchard, daß Sie es leicht vermuthen konnten, denn Sie erwarteten mich ja.«

»Ich Sie erwartet, Herr Chevalier? Gott behüte! Es ist noch keine Stunde, daß ich wegen der Stube im zwei-

ten Stockwerke, welche Sie gewöhnlich bewohnen, in Unterhandlung war.«

»Ja wohl, vor einer Stunde stand es ihnen frei, aber nachher —«

»Nachher ebenfalls; die Sache wäre abgethan gewesen, wenn der Mann vor fünf Minuten wieder gekommen wäre.«

»Wie! waren Sie denn auf meine Ankunft nicht vorbereitet?«

»Nein, nicht im mindesten.«

»Mein Reitknecht hat also kein Quartier für mich bestellt?«

»Ich habe nicht einmal seine Ohrzipfel gesehen.«

»Nun dann werde ich ihm die Ohren so lang ziehen, daß Sie sie künftig von weitem sehen sollen.«

In diesem Augenblicke wurde an die Hausthür geklopft.

»Da ist er; ich will ihn einlassen.«

Der Chevalier verließ den Hof und öffnete einen Flügel des Hausthores. Champagne erschien, sein Pferd am Zügel führend. Als er seinen Herrn erblickte, wich er unwillkührlich zurück; aber d'Artagnan wies ihn mit gebieterischer Miene ins Haus und schloß die Thür hinter ihm; dann ging er in den Stall, wo Champagne die Pferde mit ungemeiner Geschwindigkeit absattelte.«

»Ihr seid doch unverbesserlich!« eiferte d'Artagnan; »ich wette, daß Ihr im Wirthshause gewesen seid?«

»Herr Chevalier —

»Still! Ich jage Euch fort, Champagne, wenn Ihr Euch nicht ändert — ich habe es Euch schon hundertmal

gesagt, aber nehmt Euch in Acht, meine Geduld wird ein Ende haben.«

Champagne war im Bewußtsein seiner Schuld außerordentlich flink und striegelte die Pferde mit einer Geschicklichkeit ohne Gleichen.

»Ihr könnt Euch glücklich schätzen,« sagte d'Artagnan, »daß Madame Blanchard ein gutes Wort für Euch eingelegt hat, denn sonst —«

Der Chevalier verließ murrend den Stall und ging zu seiner Wirthin.

»Ich kann also hinaufgehen, liebe Madame Blanchard; sagten Sie nicht so?«

»Wann Sie wollen, Herr Chevalier.«

D'Artagnan ließ sich das nicht zweimal sagen; er ging rasch die zwei Treppen hinauf, nahm von seiner Stube Besitz und schickte sich an, seine Kleider zu reinigen; dabei trat er oft an's Fenster und schaute durch die Vorhänge zu dem Hause hinüber, wo er die räthselhafte Dame mit der Mantille bemerkt hatte.

»Sie wird nicht wieder zum Vorschein kommen; sie hat sich meinem Anblick entzogen, weil sie mich kennt — und mein Reitknecht muß ebenfalls bekannt sein. — Bah! ich will jetzt nicht mehr daran denken, ich will mich mit wichtigeren Dingen beschäftigen. Ich werde vielleicht einige Zeit hier bleiben und dann kann's eine Zerstreuung werden. Ich will Navailles aufsuchen.«

Der Marquis von Navailles, der sich vor Kurzem mit dem Fräulein von Neuillant, Ehrendame der Königin, verheiratet hatte, war Gardecapitän und wohnte im Schlosse, freilich nur in einer Dachstube; aber es fehlte an Platz und

er war nicht schlechter daran, als die vornehmsten Personen dieses kleinen Hofes, der sich hierher geflüchtet hatte, um sich dem Druck der in Paris allmächtigen Häupter der Fronde zu entziehen.

D'Artagnan fand den Capitän in einem großen Zimmer, welches man zum Wartesaal gemacht hatte. Navailles spielte mit einem andern Offizier Karten.

»Ei, da kommt d'Artagnan!« sagten die beiden Spieler erfreut. »Was für ein günstiger Wind führt Sie denn hierher, Chevalier?«

»Zuerst die Langweile und dann der Wunsch, Ihren Majestäten meine Aufwartung zu machen; ist nicht morgen der Ludwigstag?«

»O! d'Artagnan, mich dünkt, Sie hätten den Sinn und die Worte umkehren können.«

»Das ist wahr, aber die Unthätigkeit hat mich so abgestumpft, daß mir kaum noch etwas, was ich eingestehen mag, im Herzen geblieben ist.«

»Nun, dann treffen Sie es sehr gut, denn wir wollen uns diesen Abend hier köstlich unterhalten, darauf verlassen Sie sich.«

»O! Navailles, ich bin dabei!«

»Das versteht sich — aber vor Allem sagen Sie, was es in Paris gibt.«

»Das wissen Sie besser als ich. Die Prinzen haben in ihrem Zorn über die Verlegung des Parlaments nach Pontoise die Summe verdoppelt, welche auf Mazarin's Kopf gesetzt worden ist; denn seine Verbannung genügt ihnen nicht.«

»Und was noch?«

»Der Coadjutor*) ist mit der Prinzessin von Chevreuse zerfallen.«

»Zu wessen Gunsten? sagt man's?«

»Blos zu Gunsten der Politik; vielleicht will er auch einer gewissen vornehmen Dame nicht mißfallen, vor welcher er vielleicht einst das Knie beugen wird.«

»Ja, das wissen wir, der neue Cardinal will allmächtiger Minister werden, aber er ist von einer solchen Ehre weiter entfernt, als er denkt. — Was gibt's sonst noch Neues, d'Artagnan?

»Das ist Alles was ich weiß. Jetzt ist die Reihe an Ihnen.«

Diese Worte waren gewechselt worden, ohne daß Navailles seine Partie unterbrach; aber als er eben die Frage d'Artagnan's beantworten wollte, erschien ein Thürsteher und sagte dem andern Offizier einige Worte in's Ohr. Dieser stand sogleich auf und folgte dem Thürsteher.

Navailles nahm den Arm seines Freundes und Beide gingen in den Schloßgarten.

»Lieber Chevalier,« sagte er, »wir haben diesen Abend Maskenball in den Salons und im Park.«

»Sie scherzen, Navailles. Ein Maskenball! Wir sind ja im August!«

»Thut nichts. Sie wissen ja, daß die Königin zuweilen sonderbare Launen hat. Vorgestern Abends, bevor sich Se. Majestät zur Ruhe begab, sprach man von dem bekanntlich sehr traurigen Carneval; denn die verwünschten Frondeurs wollen in Frankreich Alles umstürzen. Der König sagte, er möchte sich verkleiden und in dem Costüme eines spanischen Torero eine Sarabande tanzen. Die Königin fing an un-

*) Cardinal Retz.

willig zu werden; aber der König nahm eine Guitarre aus einem Winkel und stimmte eines jener spaßhaften andalusischen Lieder an, welche die Königin immer zum Lachen reizen. Das Lied, obschon verunstaltet, scheint von Maskeraden und Thorheiten zu singen, denn Ihre Majestät beschloß, daß diesen Abend italienischer Maskenball sein soll.«

»Bravo!« antwortete d'Artagnan. »Aber woher nimmt man Costüme?«

»O! dafür ist gesorgt. Die Damen, vor Allen die Königin, haben zwei Nächte und zwei Tage mit dem Erfinden und Anfertigen von Costümen zugebracht; man hat Vorhänge, Tischtücher, alle im Schlosse aufzutreibenden Stoffe genommen. Ein Kaufmann hat Seidenstoffe von allen Farben geliefert — kurz, Sie würden einen Schreck bekommen, wenn Sie die Gemächer der Königin betreten könnten. O! die Frauen sind wahre Feen, wenn's auf die Befriedigung eines Wunsches oder einer Laune ankommt.«

»Das Ludwigsfest wird also glänzender werden, als man geglaubt?«

»Ich hoffe es. Es sind übrigens auch Einladungen in der Stadt gemacht worden und ich kenne reizende Bürgersfrauen, die nicht die kleinste Zierde des Festes sein werden, eine zumal.«

»Nehmen Sie sich in Acht, Navailles! Ihre Augen sind für einen jungen Ehemann etwas zu feurig.«

»Da Sie einmal hier sind, Chevalier, so thun Sie mir einen Gefallen. Ich werde einen blauen Domino tragen; ziehen Sie einen schwarzen an; wir tauschen mitten auf dem Ball, und — — ach! lieber Freund, eine wunderhübsche Blondine — sie wohnt am Kirchenplatz.

»Lieber Navailles, ich sage Ihrer Frau Alles wieder, wenn Sie so fortfahren.«

»Thun Sie das — die Rolle des Moralisten steht Ihnen gut an.«

»Navailles, Sie müssen wissen, daß ich mit allen möglichen weiblichen Reminiscenzen gebrochen habe.«

»Wirklich! Und zu wessen Gunsten diese Bekehrung?«

D'Artagnan erröthete leicht und antwortete nicht.

»Hören Sie mich an, lieber Freund,« setzte der Capitän hinzu: »ich glaube an Ihre Sinnesänderung; aber Sie sind ehrgeizig geworden.«

»Vielleicht haben Sie Recht, Navailles. Ja, ich will etwas Besseres erreichen, als die lächerliche Lieutenantstelle, die mir der Cardinal gegeben, nachdem er die Musketiere, um Tréville zu ärgern, aufgelöst hatte.«

»Er hat Ihnen eine Compagnie versprochen, ich war Zeuge.«

»Er ist jetzt in Bouillon und wird schwerlich an mich denken.«

»Der Cardinal? Ich wette, daß er nie mächtiger gewesen ist als in seiner Verbannung. Es wird hier nichts beschlossen, ohne daß man mehre Tage überlegt, — ein Beweis, daß man ihn zu Rathe zieht. Sie können nicht denken, wie viele Couriere abgehen und ankommen; die Couriere sind zwar stumm und verschwiegen wie das Grab, aber es ist offenbar, daß sie nach Bouillon gehen oder von dort herkommen.«

»Ich muß auf irgend eine Art mein Glück zu machen suchen, Navailles, gleichviel ob der Cardinal zurückkehrt oder nicht wieder an's Ruder kommt. Sie wissen, wie viel ich durch die Trennung von meinen Freunden verloren habe, die

fast zugleich mit mir die Rüstung ablegten. So lange als ich auf ihre Freundschaft und ihren Beistand zählen konnte, glaubte ich Herr der Zukunft zu sein; aber jetzt, da ich allein stehe, fühle ich meine Schwäche, der Ehrgeiz ist in mir erwacht — ich gehe in den Tod oder in Jahresfrist werde ich etwas Besseres als ein armer Schlucker.«

»Wollen Sie heiraten?«

»Ich?«

»Hören Sie, ich weiß eine Partie für Sie. Sie kennen Flarimont?

»Von Ansehen.«

»Graf von Flarimont, ein Edelmann von Guienne und Freund des Prinzen von Conti. Er ist der eifersüchtigste Mann unter der Sonne. Wie wir so eben hören, schlägt er sich morgen mit Tavannes, den er zu den Füßen seiner Frau überrascht hat. Flarimont ist dick, schwerfällig, unbeholfen und Tavannes führt eine famöse Klinge. Da gibt es eine Witwe zu heiraten, sie hat zweihunderttausend Livres Renten.«

»Ich danke.«

»Ei! wenn ich ledig wäre!«

»Das glaube ich wohl; wie man sagt, kennen Sie die Dame schon sehr lange.«

Während sie plaudernd auf- und abgingen, meldete ein Lakei dem Gardecapitän, daß der König zwei Stunden früher als gewöhnlich speise, er müsse sich daher sogleich zu Sr. Majestät begeben.

»Lieber Navailles!« sagte d'Artagnan, »ich will mir Mühe geben, einen Anzug und eine Maske zu finden.«

»Gut, vielleicht hole ich Sie nach dem Souper ab. Wo wohnen Sie?«

»Bei Madame Blanchard auf dem Kirchenplatz.«

»Also ein paar Schritte von meiner Wirthin, das freut mich.«

»Gegenüber Navailles, wenn sie eine spanische Mantille zu tragen pflegt.«

»Aha! Sie haben sie schon gesehen —«

»Nur eine Secunde; aber —«

»Wir werden ein anderes Mal davon reden. Adieu!«

D'Artagnan ging zu einem Schneider, der sehr eilig an einem rothen, mit Hermelinpelz besetzten Gewande arbeitete.

»Was macht Ihr da, Freund?« fragte der Chevalier, den Schneider beim Arm fassend.

»Ich bessere das Amtskleid eines Parlamentsherrn aus.«

»So! und Sie scheinen's sehr eilig zu haben?«

»Ja wohl, es ist nur noch eine Stunde Tag und ich arbeite nicht gern bei Lichte, ich habe schwache Augen.«

»Das ist sehr vernünftig,« sagte d'Artagnan, der dem Schneider das rothe Gewand langsam aus der Hand genommen hatte und an dem erst halb angenähten Hermelinpelz zog.

»Was machen Sie denn da, mein Herr?« fragte der Schneider etwas verdrießlich.

»Lieber Freund,« erwiederte der Lieutenant, »Ihr seid gewiß nicht verpflichtet, dieses Kleidungsstück schon diesen Abend abzuliefern?«

»Nein, aber morgen Früh um neun Uhr, wenn —«

»Das ist schön. Habt Ihr hier ein Stück von ähnlichem rothen Stoffe?«

»Nein, aber ich habe den alten Rock, von welchem ich den Hermelin abgetrennt habe.«

»Ei, das geht ja ganz nach Wunsch!« sagte d'Artagnan, der ungeachtet der fruchtlosen Abwehr des Schneiders den ganzen Pelz abgerissen hatte. »Dann wird es Euch ganz leicht sein, mittelst des alten Rockes eine Art Capuze an diesen zu machen.«

»Das geht sehr leicht, aber —«

»Nur geschwind — ich gebe Euch zwei Pistolen, wenn es in einer Stunde gemacht ist und morgen in aller Frühe erhaltet Ihr Alles zurück.«

»Aber wenn der Herr Parlamentsrath wüßte —«

»Er wird es nicht erfahren. Es bleibt also bei der Abrede, ich bekomme das rothe Gewand.«

»Ha! ha! ha!« lachte der Schneider; »Euer Gnaden wollen diesen Abend auf den Maskenball gehen?«

»Ihr habt's errathen, mein Lieber.«

»Aber der Herr Parlamentsrath wird aus der Haut fahren, wenn er sein Amtskleid tanzen sieht —«

»Ich nehme Alles auf mich; nur geschwind!«

»Euer Gnaden werden bezeugen, daß Sie mir Gewalt anthun —«

Der Schneider fügte sich, und eine Stunde nachher lieferte er dem entzückten Chevalier einen schönen rothen Domino.

Eine Maske hatte d'Artagnan im Mantelsack. In jenen Zeiten der Abenteuer und Ueberraschungen gehörte die Maske gewissermaßen zum Anzuge.

Auf dem Wege nach Hause sann d'Artagnan nach.

»Ein Maskenball im August!« sagte er zu sich. »Das ist verdächtig. Es steckt etwas dahinter. Die Königin ist nicht umsonst bei dem schlauen Mazarin in die Schule gegangen.

Der Ball ist wahrscheinlich der Deckmantel einer Intrigue, die ich erforschen muß.«

D'Artagnan fand seine Wirthin holdselig lächelnd und die Serviette in der Hand.

»Wünschen der Herr Chevalier zu speisen?« sagte sie, indem sie ein Glas sehr sorgfältig abwischte.

»Ja wohl, ich habe großen Appetit,« antwortete er; »aber beeilen Sie sich, ich habe keine Zeit zu verlieren.«

»Der Tisch ist schon gedeckt.«

»Schon? Nun, dann will ich mich nach dem Essen ankleiden.«

»Der Herr Chevalier gehen also auf den Ball?«

»Das versteht sich. Wo ist denn Champagne?« fragte d'Artagnan, indem er sich an den Tisch setzte.

»Er ist oben und packt Ihre Sachen aus; denn in der Voraussetzung, daß Sie bei diesem Feste nicht fehlen würden, trieb ich ihn an, die nöthigen Vorkehrungen zu treffen, um Sie doch einmal zufriedenzustellen. Ich habe ihn nie gesehen, aber er scheint ein williger Bursche zu sein, wenn auch ein bischen lässig.«

»Sehr richtig geurtheilt, Madame Blanchard,« antwortete der Chevalier mit vollem Munde; »der Schlingel bedient mich schlecht.«

»Es wundert mich nur, Herr Chevalier, daß Sie ihn nicht schon längst fortgeschickt haben. Sie klagen schon Jahre lang über ihn.«

»Was wollen Sie! — er ist ein sehr schlechter Diener, aber treu und ehrlich. Ja, es ist sonderbar: er ist so faul, daß ich mich oft selbst bedienen muß; er erzürnt mich oft zehnmal im Tage — aber nur wenn ich mich wohl befinde. Bin ich aber krank, verwundet, oder ist mir nur die Haut

geritzt, so hegt und pflegt er mich mit wahrhaft mütterlicher Sorgfalt — und dann kann ich ihm nicht mehr zürnen.«

»Man muß auch gestehen, Herr Chevalier, daß Sie gar angenehm zu bedienen sind.«

»Finden Sie das, Madame Blanchard? Ich möchte, daß Sie in Paris wohnten, ich würde mich bei Ihnen einmiethen, obgleich ich mich über Ihre vortreffliche Freundin, Madame Merlet, nicht zu beklagen habe. Aber ich meine, daß Champagne meine Sachen schon hundertmal ausgepackt haben könnte; mein Mantelsack ist eben nicht sehr schwer.«

Während dieses Gespräches aß d'Artagnan geschwind; in einer Viertelstunde stand er vom Tisch auf und begab sich in sein Zimmer. Er fand seinen Reitknecht schlafend, in der einen Hand die Bürste, in der andern ein Wams haltend.

D'Artagnan stieß einen furchtbaren Fluch aus, entriß dem Schläfer das Wamms und schlug ihn damit über die Schultern.

»Steh' auf, Du Lümmel!« sagte er zornig, als der Reitknecht die Augen aufschlug. »Du kannst die ganze Nacht schlafen, wenn Du willst; aber jetzt brauche ich Dich.«

Champagne hatte sehr viele Fehler, aber auch große Talente. Er nahm sofort seinen Herrn in Beschlag, und nachdem er ihn rasirt hatte, wichste er ihm den Schnurbart und parfumirte ihm die Haare.

»O, was ist das für ein Duft, Champagne?« fragte der Chevalier.

»Wie, Sie erkennen ihn nicht, Herr Chevalier?«

»Nein, wahrlich nicht.«

»Es ist ja Bergamottöl.«

»Ja, das weiß ich, aber ein ganz absonderliches Bergamottöl.«

»Herr Chevalier, vor unserer Abreise von Paris dachte ich mir: Mein Herr geht nach Pontoise, um den König und die Königin zu bewillkommnen. Bei dieser Gelegenheit muß man möglichst elegant erscheinen, und da Ihre Majestäten trotz alledem und alledem die besten Freunde des Herrn Cardinals sind, so wär's vielleicht gut, das Lieblingsparfum Sr. Eminenz zu wählen. Es ist eine Art, den Hof zu machen.«

»O, Du bist ein Pfifficus, Champagne! Diese Idee söhnt mich wieder mit Dir aus.«

Als die Toilette beendet war, legte d'Artagnan den prächtigen rothen Domino an, maskirte sich und wollte eben das Haus verlassen, als er im Dunkeln verdächtige Gestalten umherschleichen sah.

»Diable!« sagte er zu sich, »man beobachtet mich — was bedeutet das?«

Aber seine einen Augenblick verdüsterte Stirn erheiterte sich wieder.

»Man hält mich für einen Emissär der Prinzen, ich bin ganz ruhig. — Aber wenn's der maskirte Mann wäre, der mich an der Landstraße belauschte? Was mag er im Schilde führen? — ich muß ihn von der Spur ablenken.«

D'Artagnan ging nicht aus der Hausthür, sondern durch den Garten. — Einige Minuten nachher er betrat das Schloß, nachdem er den Schildwachen das ihm von Navailles mitgetheilte Losungswort genannt hatte.

Das Ballfest war glänzend, und abgesehen von der einfachen Einrichtung der großen Säle war Alles wie im Louvre. Die nicht maskirten Frauen waren glänzend geschmückt:

es schien als hätten sie zuerst ihre Schönheit zeigen wollen, um später, wenn die Maske ihre Gesichtszüge verbergen würde, desto mehr Wünsche zu erwecken.

Die mannigfaltigsten und seltsamsten Masken wogten durch einander. Die von Bergamo verschriebenen und von Mazarin an den Hof gezogenen italienischen Schauspieler waren den vornehmsten Personen in der Wahl ihrer Masken behilflich gewesen; daher zeigten sich hier und da die possirlichsten Gestalten, von lautem Gelächter und Beifallsklatschen begleitet.

D'Artagnan, der bald Geschmack an diesem närrischen Treiben fand, wandelte von einer Gruppe zur andern und machte tiefe Verbeugungen; aber es entging ihm nicht, daß seine Person großes Erstaunen erregte und daß man flüsternd die Köpfe zusammensteckte.

»Er würde keinen rothen Domino angezogen haben,« sagte Jemand in spanischer Sprache.

»Bah!« antwortete man, »er will die Leute irreführen, und riechen Sie nur, ob es nicht seine Bergamotte-Essenz ist!«

»Ja, es ist wahr.«

»Caramba!« sagte d'Artagnan für sich, denn er verstand sehr gut spanisch; »man hält mich für den Cardinal! — Ich will seine Rolle spielen, das gibt einen Spaß!«

Er ging in dem Gewimmel fort und ahmte Mazarin's wiegenden Gang nach. Er bemerkte bald den Erfolg seiner Maskerade.

II.

Wo Champagne's Bergamottöl seine Wirkung ausübt.

Wie der scharfsinnige Béarner vermuthet, hatte die Königin diesen ungewöhnlichen Maskenball nicht ohne Ursache veranstaltet. Obgleich von getreuen und offenen Anhängern des verbannten Ministers umgeben, hatte Anna von Oesterreich auf Mazarin's Rath zu oft Kundschafter ausgesandt, um dieselben nicht zu fürchten; sie zählte daher, um gewisse Pläne zu verwirklichen, auf die von Verkleidungen und Masken dargebotenen mannigfaltigen Hilfsquellen.

Der Maskenball am Ludwigsfeste hatte daher Personen versammelt, welche, wenn die Masken auf ein plötzliches Commando gefallen wären, sehr erstaunt gewesen wären, sich hier zu begegnen.

D'Artagnan's rother Domino, oder vielmehr das Amtskleid des Herrn Parlamentsrathes, machte ungemeines Aufsehen: der Chevalier sah sich jeden Augenblick von Personen begrüßt, die ihm im gewöhnlichen Leben nur mit einer Protectormiene zulächelten; einige Damen, vor denen er sich mit der Anmuth des Cardinals verneigte, antworteten ihm mit dem holdseligsten Lächeln, und bald wandelte er neben den gefeiertsten Schönheiten des Hofes, die er geschickt auszuwählen wußte und deren meistens sehr glänzende Toiletten ihm in die Augen stachen.

Leider waren diese Damen allzu ehrerbietig, und er

mußte manche anfangs gehegte süße Hoffnung aufgeben. Er hatte schon beim Eintritt eine als Zauberer verkleidete dicke Figur bemerkt, deren spitze Mütze sich bei jeder Bewegung mit auffallender Ehrerbietung vor ihm verneigte. Es lag in den Bewegungen dieser Mütze sogar etwas Herausforderndes, das ihm mitten im Gespräch mit den Damen auffiel. Er witterte ein Abenteuer, aus welchem er vielleicht Nutzen ziehen könnte; er trennte sich daher von den schönen Damen, um nicht selbst etwa in eine Falle zu gehen, die er ihnen gestellt hatte, und suchte den räthselhaften Zauberer auf. Dieser stand vor ihm, als er sich umsah.

Die spitze Mütze verneigte sich wieder, verbunden mit einer Art Kniebeugung des Zauberers. D'Artagnan glaubte der Würde des Cardinals nicht zu viel zu vergeben, wenn er ihm freundlich zuwinkte.

Der Zauberer war entzückt, und als der rothe Domino seinen Arm nahm, war er so tief ergriffen, daß er zitterte.

»Sie haben wir etwas mitzutheilen, mein lieber Monsou, nicht wahr?« flüsterte d'Artagnan, die Redeweise Mazarin's nachahmend.

»Ach, Monseigneur,« antwortete der Zauberer, fast erstickend; »wenn Ihre Eminenz —«

»Still! keine Titel hier. Niemand ahnt meine Anwesenheit, nur Ihr Scharfblick hat mich errathen. Still! —«

»Still!« wiederholte die dicke Maske, sich nach allen Seiten umsehend.

Der Zauberer schien untröstlich, daß er nicht der Einzige war, der in dem rothen Domino den Cardinal erkannt zu haben glaubte; er fühlte sich freilich sehr geschmeichelt, daß der vermeinte Mazarin ihn, und nur ihn allein für scharfblickend hielt.

»Ich wette, mein lieber Monsou,« setzte d'Artagnan hinzu, »daß Sie mir etwas zu sagen haben.«

»Ja, Monseigneur.«

»Still doch — und reden Sie.«

»Aber wenn Monseigneur mir Stillschweigen gebieten, so sehe ich nicht ein —«

»Vor Allem, mein lieber Monsou, muß ich Ihnen in aller Demuth gestehen, daß ich nicht wie Sie die Gabe besitze, durch Seide und Sammt zu lesen — corpo di Bacco! und ich lasse vergebens alle Cavaliere, die sich einer blühenden Gesundheit erfreuen, in meinem Gedächtnisse die Revue passiren.«

»Ich bin incognito hier.«

»Ich auch, und alle Gäste sind incognito hier.«

»Ich meine, daß ich mich hier eingeschlichen habe,« sagte der dicke Herr nach langem Zögern; »ich habe nemlich die an einen Freund ergangene Einladung benutzt —«

»Und wie heißt der Freund?«

»Erlauben Sie mir, Monseigneur —«

»Nun ja; dafür sagen Sie mir aber sogleich Ihren Namen.«

Der Zauberer neigte seine spitze Mütze zu d'Artagnan und flüsterte ihm einen Namen ins Ohr, den der rothe Domino nicht zu verstehen schien.

»Wie?« fragte er.

»Flarimont,« wiederholte die Maske mit der größten Befangenheit.

Der Chevalier glaubte sich in die Brust werfen und sein Befremden ausdrücken zu müssen.

»Lieber Graf,« sagte d'Artagnan, »Sie sind also gesonnen, sich zu unterwerfen?«

»Monseigneur, ich sehe mit Schmerz unsere Zwietracht und die Anarchie, welche im Rathe der Prinzen, wie in den Straßen von Paris herrscht.«

»Aber, lieber Monsou, ich weiß wohl, daß die Gräfin von Flarimont eine der besten Freundinnen des Herrn Coadjutors ist.«

»Sie gehörte auch zu den Vertrauten Ihrer Majestät der Königin, als Eure Em —«

»Still!«

»Aber wenn sich der Herr Coadjutor Ihnen anschließt?«

»O!« sagte d'Artagnan zweifelnd.

»Man spricht davon.«

»Still, — lieber Graf! Dies ist ein zu ernstes Gespräch für eine Gesellschaft, wo man vor Allem an Unterhaltung denken muß,« sagte d'Artagnan abbrechend, denn er wollte auf diesem gefährlichen Gebiete nicht weiter gehen. »Wie wär's, wenn wir später davon redeten?«

»Wie Eure Eminenz wünschen.«

»Und wenden Sie sich in dieser Angelegenheit an einen braven Offizier, zu welchem ich alles Vertrauen habe; mit ihm können Sie sich verständigen.«

»Geruhen Eure Eminenz ihn zu nennen, und ich werde mich glücklich schätzen, ihm zu gehorchen, wie Ihnen selbst.«

»Es ist der Chevalier d'Artagnan,« sagte der Béarner, der die Gelegenheit, sich ein Ansehen zu geben, nicht unbenutzt lassen wollte; »Sie kennen ihn?«

»Nein, Monseigneur.«

»Er ist Gardeoffizier. Er wird Sie zuerst anreden. Jetzt, lieber Graf, verlassen Sie sogleich den Ball; man darf nicht ahnen, daß wir mit einander gesprochen; begeben Sie sich eiligst nach Paris zurück.«

D'Artagnan setzte die dicke Maske in ziemlich rasche Drehungsbewegung, ließ ihren Arm los und ging in einen andern Saal.

»Diable!« sagte er zu sich, »wir müssen uns gut halten, wenn wir hier Feinde des Cardinals haben. Sie sind vielleicht nicht alle so gut gestimmt wie der dicke Flarimont. Ei, da ist Navailles!« sagte er, als er den Capitän bemerkte.

»Still!« mahnte dieser; »nennen Sie mich doch nicht so laut.«

»Nur ein Wort und ich lasse Sie gehen.«

»Sagen Sie geschwind.«

»Sie kennen Flarimont?«

Navailles erröthete unter seiner Maske und antwortete bejahend.

»Haben Sie vor Ihrer Verheiratung nicht ein zärtliches Verhältniß mit der Gräfin gehabt?«

»Ja wohl,« antwortete der Capitän; »aber ich bitte Sie, lieber Chevalier, sprechen wir nicht von alten Geschichten.«

Navailles entfernte sich.

»Ich weiß genug,« dachte der Béarner; »die alte Flamme ist noch nicht erloschen. Dieser Navailles scheint das ganze schöne Geschlecht mit seiner Liebe zu umfassen — vielleicht hat er Recht.«

Wir wollen nun d'Artagnan seinen Gedanken überlassen und uns zu einem andern Theile des Festes wenden.

Der junge König hatte nicht, wie der vermeinte Cardinal, diese oder jene Dame des Hofes ausgezeichnet; er flatterte, wie eine über einen Blumenflor schwärmende Biene, von einer zur andern und wagte von Zeit zu Zeit eine Schmeichelei, wie sie ihm von seiner noch sehr großen Schüch-

ternheit eingegeben wurde; aber zum größten Erstaunen Aller und zu seiner vollkommenen Befriedigung wurde er von zwei schwarzen Dominos gleichsam in Beschlag genommen.

Diese beiden Damen bildeten eine reizende Gruppe; sie schienen noch sehr jung zu sein, denn ihre schlanken Formen verriethen sich unter der Atlashülle. Sie hingen an Ludwigs Arm; das spanische Costüm stand dem jungen Monarchen sehr schön.

Diese Gruppe erregte allgemeine Aufmerksamkeit, aber Niemand getraute sich so nahe zu kommen, um einige der zwischen dem reizenden Kleeblatt gewechselten Worte zu erhaschen.

Die Königin, deren imposante Schönheit ein prächtiges, von Edelsteinen funkelndes orientalisches Costum angelegt hatte, wandelte unterdessen am Arme eines stattlichen Cavaliers, der das weite offene Gewand eines venetianischen Senators mit aufgeschlagener Capuze, wie auf den Bildnissen Dante's, und unter diesem Oberkleide das einfache, schöne italienische Costüm des fünfzehnten Jahrhunderts trug.

Beide schienen in lebhaftem Gespräch; die Menge trat ehrerbietig zurück, wo sie erschienen, denn ungeachtet ihrer Maske erkannte Jedermann die schöne Büste, die Arme und Hände, durch welche sich Anna von Oesterreich die Bewunderung von ganz Europa erworben hatte.

Aber Niemand wußte, wer der venetianische Senator war, dessen Haltung an keinen von den hohen Herren erinnerte. Es war nicht Gondi, der klein war und in Folge seiner Kurzsichtigkeit etwas gebückt ging; es war nicht der Herzog von Orleans, der zu kleinmüthig war, um sich mit der Königin-Mutter öffentlich zu zeigen; es war weder der Mar-

quis von Beaufort noch der Prinz von Condé, noch weniger der Prinz von Conti, der etwas buckelig war. Kurz, man wußte nicht, wen man unter der Maske erkennen sollte, und das Unwahrscheinliche hatte mehr Anhänger als das Wahrscheinliche. Es war auch nicht der Cardinal Mazarin, denn dieser Senator war mindestens zwei Zoll größer als der Cardinal, und wenn man seine Füße aufmerksam betrachtete, so sah man Absätze von ziemlicher Höhe.

Endlich kam die allgemeine Ansicht doch zu dem Schlusse, daß es wohl der Herzog von Medina, vormaliger spanischer Gesandter, sein könne.

D'Artagnan flatterte von einer Dame zur andern. Als er an einer in den Garten führenden Thür vorbeiging, begegnete ihm ein dicker Mann, der eine sehr elegante Dame am Arme führte. Arme und Hals der Dame waren blendend weiß und unter der seidenen Capuze hing eine blonde Haarlocke hervor.

Der dicke Mann war Maitre Texier, der Gerichtsschreiber von Pontoise, wohnhaft am Kirchenplatz.

D'Artagnan stand plötzlich still, als er die blonde Locke bemerkte. Er streckte unwillkürlich die Hände aus, seine Augen glühten; kurz, er fühlte sich unwiderstehlich hingezogen zu der Blondine, die doch für ihn nur eine Erscheinung war; denn als sie sich von dem rothen Domino so aufmerksam beobachtet sah, zog die Dame, welche Jedermann für Madame Texier hielt, den Diener der Themis mit sich fort und verlor sich mit ihm im Gedränge.

D'Artagnan schaute ihr nach und nicht ohne Aerger sah er, daß Navailles sie anredete; aber diese Begegnung hatte einen so gewaltigen Eindruck auf ihn gemacht, daß er nicht die Kraft hatte, von der Stelle zu gehen.

»Man hält mich noch immer für den Cardinal,« sagte er zu sich, als er wieder zur Besinnung gekommen war.

»Ob sie mich deshalb flieht? Doch sie kann's nicht sein; wie könnte sie mit einem solchen plumpen Menschen hier erscheinen? Aber sie würde sich nicht entfernt haben, wenn sie mich nicht für den Cardinal hielte. Diese blonden Haare findet man nirgends wieder.«

In diesem Augenblicke drängten ihn die wogenden Masken gegen den Garten und er befand sich wieder in der Nähe der räthselhaften Erscheinung, aber dieses Mal hinter ihr. Navailles war noch immer an ihrer Seite.

D'Artagnan nahm seinen Arm und zog ihn, unbekümmert um die Flüche des Capitäns, in einen andern Saal.

»Lassen Sie mich doch, Chevalier!« sagte der Capitän.

»Warum denn?

»Weil Sie mir hinderlich sind.«

»Worin denn?.«

»Mordieu!« sagte Navailles aufgebracht; »ich sehe Sie nicht mehr. Der Teufel hole Sie, Chevalier!«

»Sie unterhalten sich also gut?« fragte d'Artagnan mit gut gespielter Gleichgiltigkeit.

»Ja, und Sie?«

»Ich unterhalte mich köstlich.«

»Sie spielen den Cardinal vortrefflich,« sagte Navailles, der sich endlich in das Unvermeidliche fügte. »Nehmen Sie sich in Acht, es kann schlimme Folgen für Sie haben! Wer weiß, ob nicht hinter einem Gebüsch einige

von den Prinzen gedungene Sbirren lauern, die schon den Dolch gezückt haben. Sie könnten Ihre Komödie theuer bezahlen müssen.«

»Bah! mich erdolcht man nicht so leicht.«

»Lieber Chevalier,« sagte Navailles, »lassen Sie mich fort, wollen Sie?«

»Wollen Sie nicht mit mir plaudern? Es könnte Ihnen vielleicht vom Nutzen sein.«

»Ich danke; lassen wir das bis morgen, ich will lieber jetzt meine Zeit benutzen.«

»Wozu denn?«

»Um mit meiner schönen Blondine zu plaudern.«

»Was für eine Blondine?«

»Dieselbe, von der ich Ihnen sagte, die reizende Madame Texier.«

»Ist es dieselbe, mit der Sie so eben sprachen?«

»Ja wohl, lassen Sie mich doch los.«

D'Artagnan ließ den Capitän los. Was lag ihm an der Frau eines unbedeutenden Rechtsverdrehers?

»So heißt also der Tölpel, — und es sollte die Schöne mit der spanischen Mantille sein, die so schnell das Fenster zuschlug, als ich vorbeiritt, — sie hat mich gewiß für einen Andern gehalten.«

Durch diesen tröstlichen Schluß ziemlich beruhigt, fing d'Artagnan wieder an, die schönsten und elegantesten Damen zu umschwärmen; er wählte vorzugsweise die nicht maskirten. Die meisten der übrigen, welche am Arm des Cardinals zu gehen wähnten, nahmen freilich ihm zu Ehren die Masken ab.

D'Artagnan consumirte daher eine große Menge von halb französischen halb italienischen Schmeicheleien, mit pi-

kanten Confetti gewürzt. Im Hauptsaale fand er Navailles wieder, dem es vermuthlich gelungen war, die reizende Blondine von ihrem natürlichen Beschützer zu trennen, denn sie war allein und schien sehr erschrocken. Navailles war offenbar sehr zudringlich, und die Verlegenheit der jungen Frau schien jeden Augenblick größer zu werden; sie zitterte wie ein Laubblatt und sah sich nach allen Seiten um. Der Gardecapitän wußte diese Bestürzung geschickt zu benutzen, um die Schöne mit den süßesten Schmeichelworten zu ersticken.

D'Artagnan ward durch diesen Anblick wieder am Boden festgebannt und ließ die Dame, neben der er ging, im Stich.

Die Blondine gab ihre Freude zu erkennen, als sie ihn bemerkte, eilte auf ihn zu, faßte seinen Arm und zog ihn mit einer gewissen Aengstlichkeit fort.

»O retten Sie mich!« stammelte sie, auf Navailles deutend.

Nun stand Navailles wie festgebannt; er fing an zu zweifeln, ob nicht der Cardinal wirklich auf dem Maskenball erschienen sei.

D'Artagnan's Herz pochte ungestüm, als er den schönen weißen Arm auf dem seinigen fühlte; der ganze Ball erschien seinen betäubten Sinnen wie ein Traumgesicht. Er war indeß zu sehr Mann, um sich von seinen Gefühlen überwältigen zu lassen; war er doch schon sehr oft in ähnlichen Verhältnissen gewesen und die schönsten weiblichen Arme hatten schon vertraulich auf dem seinigen geruht: wie wäre daher eine schülerhafte Blödigkeit von ihm zu erwarten gewesen?

Seine Aufregung und das daraus entstehende linkische Benehmen dauerte daher nur einige Secunden; das selt-

same und zumal für ihn ganz neue Gefühl war schnell überwunden.

»Kommen Sie,« sagte er zu der Schönen und führte sie mitten unter die übrigen Masken, wo Navailles sie aus den Augen verlor.

Die Dame, die nun ihrer Verlegenheit entrissen war, wollte ihrem Cavalier danken und sich von ihm losmachen, um Maître Terier aufzusuchen; aber d'Artagnan hielt sie durch einen sanften Druck seines Armes zurück.

»Wie, Madame,« sagte er, »Sie wollen mich schon verlassen, nachdem Sie mir Unwürdigem eine so große Ehre erwiesen haben?«

Die Dame antwortete nicht.

»Dieser Cavalier,« setzte er hinzu, »hatte gewiß keinen andern Wunsch, als Ihrer Schönheit zu huldigen — unter der Maske kommt man freilich zuweilen in Gefahr, unbesonnen zu urtheilen; aber es ist nicht das erste Mal, Madame, daß ich Sie diesen Abend sehe, und ich schwöre Ihnen, daß Ihre ganze Erscheinung mich ebenfalls bezaubert hat.«

Die Dame gab noch keine Antwort; aber sie machte wieder eine Bewegung, um ihm ihren Arm zu entziehen. Doch d'Artagnan ließ sie nicht los.

»Ei, Madame, was kann Ihnen daran liegen, ob Sie meinen Arm oder den — übrigens sehr ehrenwerthen — Arm Maître Terier's nehmen?«

Die junge Dame lachte; d'Artagnan bemerkte es.

»Ihr Lachen sagt mir, daß ich Recht habe. O ich fühle mich so wohl an Ihrer Seite, daß es mir sehr wehe thun würde, wenn Sie wieder zu Maître Terier's Arm zurückkehrten; er wird gewiß, wie alle Leute in seinen Jahren,

die Arme eines bequemen Lehnstuhls vorziehen. Ach, Madame! wenn Sie sich entschließen könnten, Ihre Lippen zu öffnen, wie schön könnten wir dann zusammen plaudern! — und ich gebe Ihnen mein Wort darauf, es soll in allen Ehren geschehen, als wenn Sie meine Schwester wären.«

Ein Blick, der einen starken Zweifel ausdrückte, stahl sich durch die Oeffnungen der Sammtmaske und traf d'Artagnan in's Herz. Er war ein zu guter Physiognomiker, als daß er sich hätte täuschen können, und er erwiederte mit Wärme:

»Ja, Madame, es ist wahr, mein Herz ist frei und unbefangen, wie groß auch der Eindruck ist, den Sie auf mich gemacht haben. Ich würde vergebens versuchen, Ihnen meine Stimmung zu beschreiben.«

Die Dame warf ihm wieder einen Blick zu, in welchem er eine Frage zu lesen glaubte.

»Sie flößen mir ein Vertrauen ein, das ich mir selbst nicht erklären kann,« fuhr d'Artagnan fort; »es ist mir, als ob meine Seele der Ihrigen entgegeneilte, um sich in unaussprechlich schöner Harmonie zu vereinigen. Ja, ich will Ihnen sagen, warum Sie einen so tiefen Eindruck auf mich gemacht haben, und warum ich Sie nicht lieben kann.«

Die Dame entzog ihm nun durch eine hastige Bewegung ihren Arm; aber d'Artagnan faßte sie bei der Hand und folgte ihr.

»O, ich bitte Sie, gehen Sie nicht so von mir! Ich kenne Sie nicht — Sie haben eine Blume in der Hand; es würde mir nur ein geringes Vergnügen machen, wenn Sie mir die Blume schenkten; wenn Sie aber — ich fühle, daß ich irre rede, beachten Sie meine Worte nicht — ich rede nicht mit Ihnen, sondern mit einem Phantasiegebilde. Denken Sie sich, Sie läsen einen Roman von Urfé oder Scu-

déry, mit dem Unterschiede, daß Sie Ihre Augen dabei nicht anstrengen und nicht die Mühe haben, umzublättern. Sie liebe ich nicht; der Gegenstand meiner Verehrung ist eine jener Personen, die zu hoch gestellt, in zu weite Ferne gerückt sind, als daß ein armer Glücksritter, wie ich, seiner stummen Verehrung Worte geben dürfte.«

Die Dame schien sich zu besänftigen, als sie den Ton sanfter Schwermuth hörte, mit dem sich der Chevalier ausdrückte; sie schien ihm sogar mit einiger Aufmerksamkeit zuzuhören, und als er schwieg, sah sie ihn mit einem Ausdrucke an, der den Chevalier zu ermuntern schien fortzufahren.

»Ich weiß wohl, daß sie mich nie lieben wird; sie darf nicht, ihr Name, ihre Schönheit, ihr Reichthum, ihr Rang verbieten es ihr — und doch — was würde ich nicht thun, um sie zu verdienen — ich fühle mich stark, Alles zu unternehmen. Ach, ich bin nur ein Gardelieutenant und die Würde eines Marschalls von Frankreich wäre noch nicht hoch genug, um mich ihr gleichzustellen. Sie sehen, daß zwischen ihr und mir eine große Kluft ist, die ich nie werde überschreiten können. — Jetzt bitte ich Sie, Madame, reden wir nicht mehr davon. Sie wissen nicht, wer ich bin, Sie kennen mich nicht; es ist besser, daß ich schweige. — Ach, wenn man doch, um ein Herzogthum zu erringen, nur sein Blut vergießen müßte! —«

Bei diesen letzten Worten machte die Dame mit der blonden Locke eine Bewegung des Schreckens, und ihr Busen begann so ungestüm unter dem seidenen Domino zu wogen, daß sogar d'Artagnan erschrak.

In diesem Augenblicke befanden sie sich ganz nahe bei der Königin, die immer von dem räthselhaften venetiani-

schen Senator begleitet wurde, und dieser hatte so eben den König gerufen. Der junge Monarch sah sich daher gezwungen, die beiden Domino's, mit denen er Arm in Arm gegangen war, zu verlassen.

Sobald diese beiden Damen allein waren, verließ die Dame mit der blonden Locke plötzlich den Chevalier, flüchtete sich zwischen sie, nahm sie beide beim Arm und verschwand mit ihnen im Gedränge. D'Artagnan sah wohl ein, daß jede Verfolgung vergebens sein würde, und als er später dem Maskenkleeblatte wieder begegnete, wußte er nicht gewiß, welche von den Dreien seine Unbekannte war, denn keiner von ihnen war eine blonde Locke unter der Haube entschlüpft.

D'Artagnan, der nun wieder allein war, sah sich wieder ehrerbietig, aber verstohlen begrüßt; er sah wohl ein, daß man ihn während seiner Unterredung mit Madame Texier aus Discretion in Ruhe gelassen, oder weil er in seiner leidenschaftlichen Erregung, welche, wie er behauptet, an seinem Herzen nagte, nichts gehört hatte.

Er bemerkte indeß, daß viele der Anwesenden sich sehr kalt und zurückhaltend gegen ihn benahmen; er schloß daraus, daß es Personen, die dem Hofe fremd, oder vielleicht Feinde des Cardinals wären. Er näherte sich daher vorzugsweise diesen gleichgiltigen Personen und suchte aus ihren Gesprächen einige Worte zu erhaschen.

»Wenn er hier ist,« sagte Einer von ihnen, »so muß er sehr unbesonnen sein.«

»Er ist verloren,« antwortete ein Anderer; »die Anhänger der Prinzen sollen überall auflauern.«

»Wer weiß, ob nicht hier unter uns einige sind, die ihm nach dem Leben trachten.«

Mehr verlangte d'Artagnan nicht zu hören. Er sah ein, daß Navailles Recht hatte; es war zu gefährlich, die Rolle des gestürzten Ministers weiter zu spielen. Die Klugheit gebot ihm, die Maske abzunehmen, aber sein abenteuerlicher Sinn frohlockte über den guten Anfang und rieth ihm fortzufahren und alle Folgen der übernommenen Rolle zu tragen.

»Wer weiß,« sagte er zu sich, »es würde mir vielleicht von großem Nutzen sein, einen Sr. Eminenz zugedachten Dolchstich zu erhalten — es würde mir eine Gardecompagnie eintragen.«

Während er mit seinen Gedanken beschäftigt war, kam der venetianische Senator, um den sich, nachdem er die Königin verlassen, Niemand mehr kümmerte, auf ihn zu und redete ihn im reinsten Spanisch an.

»Ei! da sind Sie ja, mein lieber Herr! Ich erkenne Sie trotz Ihrer Maske—«

Dieses sagte er laut; aber er führte den Chevalier auf die Seite und dieser hörte eine wohlbekannte Stimme hinzusetzen:

»Monsou d'Artagnan, Sie spielen die olle ganz vortrefflich, ich gratulire Ihnen dazu.«

»Wie, Monseigneur, Sie sind's?«

»Ja, aber wir haben nicht Zeit lange zu plaudern. Sie müssen auf der Stelle Ihre Maske abnehmen.«

»Ist es wirklich gut, Monseigneur?«

»Nehmen Sie die Maske ab!« antwortete der Senator mit gebieterischem Tone.

D'Artagnan machte keine Einwendung. Er schien überdies an Gehorsam gegen diesen Mann gewöhnt, dessen Incognito noch von Niemand hatte verrathen werden können.

Er durfte indeß seine Maske nicht mit offenbarer Absichtlichkeit abnehmen: er strich mit der Hand einige Male durch die Haare, und während er weiter ging und gesticulirte, fiel die Maske plötzlich zu Boden, als ob sie von selbst losgegangen wäre.

Der Chevalier bückte sich scheinbar erschrocken; aber sogleich hörte er auf allen Seiten von erstaunten und erfreuten Stimmen seinen Namen nennen.

»Es ist d'Artagnan!«

»Bravo! Chevalier — es ist Ihnen gut gelungen.«

»Nicht wahr, meine Herren?« erwiederte d'Artagnan, indem er die Haltung und den wiegenden Gang des Cardinals noch einmal nachahmte.

»D'Artagnan, Sie müssen unter die Schauspieler gehen, die der Cardinal von Bergamo kommen ließ; Sie werden großen Beifall ernten.«

»Es ist wirklich meine Absicht,« antwortete der Chevalier; »ich verdiene mir mein Brot als Schauspieler, wenn ich die mir schon längst versprochene Compagnie nicht beomme.«

D'Artagnan sah den venetianischen Senator gleichgilttg an; aber dieser führte ihn rasch aus dem Gedränge; und einige Augenblicke nachher befanden sich Beide in einem kleinen Cabinet, dessen Thür sich durch eine unsichtbare Hand aufgethan und wieder geschlossen hatte.

Der Senator zog sein schwarzsammtnes Oberkleid aus, aber ohne die Maske abzunehmen.

»Jetzt, Monsou d'Artagnan, folgen Sie geschwind meinem Beispiele.«

»Wie, Monseigneur—«

»Ei ja; verstehen Sie denn nicht, was ich meine? Sie

sind doch sonst so gescheid. Wir wechseln die Kleider. Beeilen Sie sich!«

D'Artagnan zog schnell den weiten rothen Domino aus und hielt dem Unbekannten die Aermel hin.

»Sie haben da eine hübsche Idee gehabt, d'Artagnan, eine so schreiende Farbe zu wählen.«

»Ich habe genommen, was ich eben fand, Monseigneur. Es ist das Amtskleid eines Parlamentsrathes.«

Als sie Beide die Kleider gewechselt hatten und der in einen rothen Domino verwandelte Senator den Arm des Chevaliers nehmen wollte, um sich mit ihm wieder in die Säle zu begeben, blieb der Unbekannte stehen.

»Diable!« sagte er, »wir sind noch nicht fertig, Monsou d'Artagnan; wir müssen auch die Schuhe wechseln.«

»O! Monseigneur, das wird kaum möglich sein — mein Fuß findet in so feinen Schuhen keinen Platz.«

Der Unbekannte lächelte unter seiner Maske über diese etwas plumpe Schmeichelei; er setzte sich und zog seine Schuhe aus. Dann zog er aus jedem Schuh eine Korksohle, welche am Ende der Ferse fast zwei Zoll dick war.

»Monseigneur,« sagte d'Artagnan, »es wundert mich nicht mehr, daß ich Sie so groß fand.«

»Nicht wahr, wir sind von gleicher Größe? Legen Sie das in Ihre Schuhe und beeilen sie sich.«

»Monseigneur,« sagte d'Artagnan, indem er die Korksohlen in seine Schuhe legte, »meine Verkleidung hat Ihnen bereits einen wichtigen Dienst geleistet.«

»Wie so?«

»Ein Feind kehrt zu Ihnen zurück.«

»Wer denn?«

»Der Graf von Flavimont.«

»So?« erwiederte der Unbekannte gleichgiltig. »Jetzt sind Sie fertig, Monsou d'Artagnan; kommen Sie.«

Als sie Beide maskirt wieder in den Sälen erschienen, bemerkte der Chevalier, daß die Aufmerksamkeit auch jetzt wieder ganz auf ihn, den venetianischen Senator, gerichtet war; um den rothen Domino, in welchem nach der allgemeinen Meinung der unbedeutende Gardelieutenant steckte, kümmerte sich Niemand mehr.

Eine Viertelstunde nachher, als ein kleiner Tumult entstand, da Jedermann den jungen König mit Frau von Navailles den Bolero tanzen sehen wollte, ließ der Unbekannte den Arm seines Begleiters los, und als dieser sich umsah, schlich der rothe Domino zwischen den Masken hindurch und verschwand im Garten.

»Und er nimmt den rothen Talar mit!« sagte d'Artagnan bestürzt.

Er wollte ihm nacheilen, aber ein neuer, unerwarteter Anblick hielt ihn zurück: er bemerkte vier Blitze, welche aus den Augenlöchern der Masken von zwei schwarzen Dominos hervorleuchteten und auf die tanzende Gruppe gerichtet waren.

Die blonde Haarlocke war freilich von dem Halse der vermeinten Madame Texier verschwunden, aber d'Artagnan erkannte sie doch zwischen den beiden schwarzen Dominos, oder vielmehr sein heftig pochendes Herz gab ihm ihre Nähe kund.

Er vergaß sogleich sowohl den rothen Talar als den Träger desselben und trat auf das Maskenkleeblatt zu. Er ahmte, absichtlich oder zufällig, den schaukelnden Gang des Cardinals nach, fing an zu kichern und streckte den rechten Fuß mit jenem vornehmen graziösen Anstande vor, der dem

Italiener eigen war; aber als die drei Damen den venetianischen Senator auf sich zukommen sahen, fingen sie leise an zu kreischen und machten mit militärischer Präcision Rechtsumkehrt.

»Er ist's,« sagten sie. »Fort! fort!«

Sie eilten Hand in Hand dem Garten zu. Aber d'Artagnan folgte ihnen; er war entschlossen, mit der Dame, die ihm so hartnäckig jede Antwort verweigert hatte, noch eine Unterredung zu haben.

Je eifriger er die Dominos verfolgte, desto mehr waren diese darauf bedacht, ihm auszuweichen; allein als geschickter Strategiker trieb er sie in die Enge und schnitt ihnen den Rückzug ab, so daß sich die armen Damen gezwungen sahen wieder in die Säle zu gehen und sich unter die glänzende Menge zu mischen.

Als sie wieder eintraten, war eben der Bolero zu Ende, und die Aufmerksamkeit wandte sich wieder dem venetianischen Senator zu, der die drei Dominos einholte und schon den Mund aufthat, um sie anzureden; aber der junge König, der vermuthlich besondere Gründe hatte, ein Gespräch des Senators mit den Dominos zu verhindern, trat auf den Senator zu und bot zugleich einem der drei Dominos den Arm.

»Monseigneur,« sagte Ludwig sehr laut zu dieser großen Maske, die sich tief verneigte und zurücktreten wollte, »entfernen Sie sich nicht, ich bitte Sie.«

Bei diesen Worten faßte der junge König unwillkürlich die Hand des vermeinten Senators und setzte hinzu:

»Es freut mich, Monseigneur, daß uns der Zufall zusammenführt, und ich wünsche, daß sich Jedermann darüber freue. Ich hatte nie bezweifelt, daß Sie heute erscheinen und

mir zu meinem Namenstage Glück wünschen würden. Nehmen Sie daher Ihre Maske ab, Monseigneur, und umarmen Sie mich.«

D'Artagnan befand sich plötzlich in einer großen Verlegenheit; er fühlte seine Knie wanken, und er wünschte, der Fußboden möge sich unter ihm aufthun, um ihm die unvermeidliche Beschämung zu ersparen.

Zum größten Glück für den armen Chevalier kam die Königin, ihre Maske in der Hand haltend, dazu und sagte hastig:

»Nehmen Sie Ihre Maske nicht ab!«

»Warum nicht, Madame?« fragte der König.

»Weil die Maskenfreiheit unverletzlich ist, und es ist unser Wille, daß die hier anwesende Person in dieser Freiheit keineswegs beschränkt werde. Wenn dieser Cavalier seine Maske bis jetzt noch nicht abgenommen hat, so muß er wohl seine Gründe dazu haben.«

»Ich sehe aber meine Freunde gern unverlarvt,« entgegnete der junge König.

»Mein Sohn, bedenken Sie wohl die Bedeutung der Worte, welche Sie sprechen?«

»Ja wohl, Madame; und eben deshalb ersuche ich Monseigneur, und werde es ihm nöthigenfalls befehlen, seine Maske abzunehmen. Gehorchen Sie, Monseigneur.«

D'Artagnan warf der Königin einen bittenden Blick zu; aber diesen Blick schien Anna von Oesterreich nicht erwartet zu haben, denn sie gab sogleich das größte Erstaunen zu erkennen.

»Nehmen Sie Ihre Maske ab, mein Herr,« sagte Louis XIV. unwillig; »ich will es!«

D'Artagnan sträubte sich nicht länger; er gehorchte und machte eine tiefe Verbeugung.

»Der Chevalier d'Artagnan!« sagte die Königin.

»Wer sind Sie denn, mein Herr?« fragte der König.

»Sire, Ihre Majestät hat es gesagt: ich bin der Chevalier d'Artagnan, Lieutenant in der Garde.«

Der junge König erwiederte kein Wort, er wandte sich mit einem finstern Gesicht ab und entfernte sich, gefolgt von seiner Mutter, die leise, aber sehr lebhaft mit ihm zu sprechen begann.

»Wir sind verloren! er ist vielleicht im Kloster,« sagte der Domino, den der Chevalier für Madame Texier hielt, zu den beiden andern.

»Fort! fort!« antworteten diese.

Die drei jungen Damen liefen davon und verschwanden.

III.

Was die Tasche eines venetianischen Senators fassen kann.

Wir sind dem Leser einige Erklärungen schuldig.

Wir haben gesehen, daß der Chevalier d'Artagnan mit einiger Wahrscheinlichkeit in diesem Maskenballe einen Deckmantel für gewisse Absichten der Königin vermuthet hatte.

Ihr Wunsch war eine Unterredung mit dem verbannten Cardinal; aber sie wollte den Personen, welche diesen Schritt etwa gefährlich hätten finden können, keine Erklärungen geben.

Es war eine wichtige Angelegenheit, die man nicht durch Correspondenz abthun konnte: es handelte sich um die

Unterwerfung des Cardinals von Retz, den man bei Lebzeiten seines Oheims, des Erzbischofs von Paris, noch immer den Coadjutor nannte. Er war Mazarin's gefährlichster Feind.

Mazarin hatte daher das Städtchen Bouillon in aller Stille verlassen, und seine Ankunft in Pontoise sollte gerade zu der Stunde stattfinden, wo am eifrigsten getanzt würde und die Ballintriguen in vollem Zuge wären. Ob er gerades Wegs nach Pontoise reiste, wagen wir nicht zu behaupten, denn Mazarin pflegte nicht gern den geraden Weg zu gehen, sein ganzes Thun und Treiben war geheimnißvoll, räthselhaft.

Seine Abreise von Bouillon war indeß von einem Zwischenfall begleitet, der ihm ganz unbekannt war und der ihm großen Schmerz bereitet haben würde, wenn er die mindeste Ahnung davon gehabt hätte.

Drei Nichten von ihm, die vor seinem Sturz aus Italien gekommen waren, sollten nach der Absicht des Cardinals glänzend versorgt werden, und der mächtige Minister, der Laura Mancini bereits mit dem Herzoge von Merceur, dem Enkel Heinrichs IV. und der schönen Gabriele, vermält hatte, konnte diesen Plan gewiß leicht ausführen. Diese drei Nichten sollten ihn in die Verbannung begleiten; aber bis zu seiner vollständigen Einrichtung zu Bouillon hatte sie Mazarin unter der Aufsicht der Frau von Venelle, ihrer Gouvernante, zu Pontoise gelassen. Er hatte sie in das Carmelitenkloster gebracht, denn er hoffte, daß die jungen Mädchen in diesem Asyl sicher sein würden; vielleicht sah er voraus, daß er nicht immer in Bouillon bleiben würde.

Diese drei Nichten waren: die beiden Schwestern Marie und Olympia Mancini, zwei echt italienische

Brünetten mit großen dunkeln Augen und rabenschwarzem Haar, und ihre Cousine, Anna Maria Martinozzi, welche schon die »wunderholde Blondine« genannt wurde.

Diese drei jungen Italienerinnen waren nicht nur schön, sondern auch geistreich und fein gebildet. Olympia und Maria Mancini waren an die beständige Gegenwart des jungen Königs gewöhnt worden; sie hatten mit ihm gespielt und getanzt, ja sogar an seinen Studien theilgenommen, so daß aus dieser harmlosen Vertraulichkeit bald zärtlichere Gefühle hervorgegangen wären, welche in dem feurigen italienischen Blute eine genügende Erklärung finden würden, wenn die Mädchen nicht die Nichten eines der größten, genialsten Staatsmänner gewesen wären.

Das Gerücht von dem Maskenball, der am Namensfeste des Königs stattfinden sollte, drang durch die Mauern des Klosters, in welchem die Nichten des Cardinals übrigens keiner Regel unterworfen waren und sogar den ganzen Tag Besuche empfingen. Die Mädchen hegten den sehnlichsten Wunsch, auf den Ball zu gehen und suchten die Zustimmung ihrer Gouvernante zu erlangen.

Die Dame betheuerte, daß es der Cardinal gewiß nicht zugeben würde, und es sei ihre Pflicht, seinen Absichten gemäß zu handeln.

Die Mädchen gaben sich scheinbar zufrieden. Sie hatten anfangs wohl den Gedanken, die Oberin des Klosters um Erlaubniß zu bitten; aber obgleich die Oberin eine Freundin des Cardinals war, hielten sie es doch für klüger, sich zu verstellen und sich das Ansehen zu geben, als hätten sie auf diesen Ball ganz verzichtet.

Es war keine Zeit zu verlieren, und da die Zustimmung der Frau von Venelle nicht zu erlangen war, so muß-

ten die beiden Schwestern vor Allem auf die Mitwirkung ihrer Cousine Anna Maria bedacht sein. Die schöne Blondine war nemlich ernst und gesetzt von Charakter, und konnte nöthigenfalls als Schild dienen, wenn dem Cardinal etwa der muthwillige Streich seiner Nichten bekannt würde. Mazarin mußte in der That beruhigt werden, wenn Maria Anna den Ball mit besuchte, denn den beiden lebhafteren Schwestern schenkte er nicht das gleiche Vertrauen.

Anna Maria war verschwiegen, ihre Cousinen hatten daher keinen Verrath von ihr zu fürchten, falls Frau von Venelle ihre Zustimmung verweigerte. Andererseits mußten ihr die Gründe, mit denen der Zorn des Oheims beschwichtigt werden sollte, vollkommen einleuchten, zumal wenn die beiden Schwestern erklärten, daß sie den Ball nöthigenfalls ohne sie besuchen würden.

Aber es waren wichtige Vorbereitungen zu treffen, und dies war im Kloster, wo es an jedem zur Balltoilette nöthigen Flitterstaat fehlte, und zumal in Gegenwart der Gouvernante unmöglich. Es wurde daher, trotz der Einrede der Cousine, beschlossen, das Kloster noch denselben Abend zu verlassen. Die Freiheit, welche die Mädchen genossen, machte die Flucht ziemlich leicht: sie brauchten sich nur mit dem Gärtner zu verständigen und ihm die beiden Leitern, die er zu ihrer Verfügung stellen sollte, theuer genug zu bezahlen.

Als die drei Mädchen draußen waren, begaben sie sich zu Maître Texier, einem in der Stadt einflußreichen Manne und eifrigen Anhänger des Cardinals. Madame Texier, eine blühende Blondine, war überdies eine gute Freundin der Frau von Venelle.

Die drei Mädchen wurden äußerst zuvorkommend aufgenommen, und sobald der Tag angebrochen war, begann das Parlamentiren mit der Gouvernante, welche das Verschwinden der Nichten noch nicht bemerkt hatte und dieselben auf die Versicherung der Zofen noch im Bett glaubte. Frau von Venelle wollte die Flucht nicht durch ihre Gegenwart gutheißen, und es wurde verabredet, daß sie nichts davon wissen und die Zimmer der Nichten Mazarin's nicht betreten sollte.

Maître Texier, dem die Unterhandlungen übertragen worden waren, ließ also die Dame in großer Verlegenheit und in der Erwartung eines nahen Sturmes, den sie mit dem Cardinal zu bestehen haben würde.

Madame Texier besorgte alle Einkäufe und legte selbst Hand ans Werk, um den Mädchen bei ihren Vorbereitungen zu helfen. Das würdige Paar erhielt von dem Capitän Navailles eine Einladung, während auf Mittel gesonnen wurde, sich eine solche zu verschaffen. Es ging also Alles nach Wunsch, nur daß Madame Texier erklärte, sie werde den Ball nicht besuchen und ihrem Gatten das Amt des Keuschheitswächters allein überlassen.

Um jedem Gerede in der Nachbarschaft vorzubeugen, sagte man den Dienstboten, die drei jungen Damen seien Spanierinnen, die sich nach Paris begeben hätten, um eine Audienz bei der Königin zu haben; und da die drei Mädchen italienisch sprachen, so hegten die Dienstleute nicht den mindesten Argwohn.

Es war also eine dieser angeblichen Spanierinnen, welche d'Artagnan bei seiner Ankunft am Fenster gesehen hatte; ihr plötzliches Verschwinden vom Fenster kam wahrscheinlich von der Besorgniß, daß der Chevalier, trotz der

über den Kopf gezogenen Mantille, ein so oft im Louvre, im Palais-Royal oder bei dem Cardinal bemerktes Gesicht wieder erkennen könne.

Der Leser wird uns also jede neue Erklärung erlassen er hat wahrscheinlich besser als d'Artagnan die Namen verstanden, die man den Masken zu geben hat und der venetianische Senator, so wie die drei jungen Damen im Domino sind für ihn kein Geheimniß mehr.

Wir kehren daher zu dem Chevalier zurück, dem der König eben verdrießlich den Rücken zugekehrt hatte, denn unter der Maske des Senators war nicht das erwartete, sondern ein unbekanntes Gesicht verborgen gewesen.

D'Artagnan war, wie Loth's Weib, starr und regungslos an seiner Stelle geblieben, aber bald wurde ihm die lächerliche Stellung, in welche ihn die verdrießliche Stimmung des Königs plötzlich versetzt, unerträglich und weckte in ihm den Wunsch, seine Unbekannte mit der blonden Locke wiederzufinden.

Denn er fing endlich an zu vermuthen, daß es nicht Madame Texier sei.

Er eilte ihr also nach, dem Schloßthor zu. Mitten im Hofe bemerkte er in der Dunkelheit die drei fliehenden Dominos. Als er sie eingeholt hatte, stand eine der drei Damen still, streckte gebieterisch die Hand aus und sagte:

»Chevalier d'Artagnan, bleiben Sie da, ich will es!«

Der Chevalier gehorchte. Er war wie vom Donner gerührt. Als er wieder zur Besinnung kam, befand er sich allein neben der am Schloßthor aufgestellten Schildwache.

Er war zu sehr Cavalier und besaß zu viel Selbstachtung, als daß er den Damen die schuldige Ehrerbietung hätte

verweigern können. Er ging eine gute Viertelstunde im Hofe auf und ab, und erst als die Schloßuhr zweimal geschlagen hatte, ging er in die Stadt.

Er dachte an das Amtskleid des Parlamentsrathes.

»Caramba!« sagte er, »der arme Schneider ist verloren!«

Während er langsam und nachdenkend durch die Straßen ging, steckte er die Hände in die Taschen des weiten Sammtrockes. Plötzlich zuckten seine Finger, als sie ein zusammengefaltetes Papier fühlten. Es war ein Brief.

»Diable!« sagte er, »Monseigneur hat etwas vergessen.«

Er zog das Papier aus der weiten Tasche. Das rothe Wachs des Siegels war offenbar absichtlich, um das Wappen nicht erkennen zu lassen, mit dem Finger eingedrückt worden. Er betrachtete die Adresse, aber er vermochte kein Wort zu lesen. Endlich, als er an eine ihm unbekannte Kirche kam, trat der Mond hinter einer Wolke hervor. Er zog den Brief wieder hervor und hielt ihn vor die Augen.

Die Adresse lautete: »Monsieur Denis, Rue Quincampoix Nr. 26.«

»Ei! da muß ich auf der Stelle nach Paris zurück,« sagte d'Artagnan, »wenn ich gegen Monseigneur nicht sehr unartig sein will. — Ja, ich reite morgen hin.«

Er steckte den Brief wieder in die Senatorentasche; aber sein Erstaunen war noch größer, als er einen harten, mit Sammt überzogenen Gegenstand fühlte.

»Nicht übel!« sagte er angenehm überrascht, »nicht übel für einen Knauser!«

Er ging auf die Schneiderwerkstatt zu, ohne zu bemerken, daß ihm einige in Mäntel gehüllte Männer folgten.

* * *

Am andern Morgen, oder vielmehr denselben Tag um zehn Uhr erwachte d'Artagnan in einem der vortrefflichen Betten seiner Wirthin. Er kleidete sich schnell an, während Champagne, der, wie immer, nur mit Mühe den Armen des Schlafes entrissen wurde, den Mantelsack packte.

Die Wirthin wunderte sich, den Chevalier reisefertig zu sehen; aber er achtete nicht darauf und fragte:

»Nun, liebe Madame Blanchard, hat Ihre Unterhandlung den gewünschten Erfolg gehabt?«

»Ja wohl, Herr Chevalier; ich komme so eben von dem Schneider. Anfangs murrte er sehr, als ich ihm statt des einfachen rothen Leibrockes diesen prächtigen schwarzen [illegible] händigte, gab er sich seufzend zufrieden, obschon er versicherte, daß er mit dem Herrn Parlamentsrath großen Verdruß haben werde.«

»Das ist seine Sache, es kümmert mich nicht.«

»Sie wollen also abreisen, Herr Chevalier?« fragte die Wirthin noch einmal.

»Sagen Sie, Madame Blanchard,« erwiederte d'Artagnan, der es noch nicht angemessen fand zu antworten, »haben Sie an Ihrem Fenster die schwarzen Männer beobachtet, die mir diese Nacht nachschlichen?«

»Ja wohl; sie warteten ziemlich lange; dann ging einer von ihnen fort, vermuthlich um zu sehen, ob mein Haus

zwei Ausgänge hat. Ich stand am Fenster eines Cabinets und sah im Mondschein, daß er in der Seitengasse auf- und abging.«

»Gut!«

»Bald kam er wieder zu den Anderen und entfernte sich mit ihnen.«

»Sehr gut, Madame Blanchard. Sie haben, ohne es zu ahnen, in einer hochwichtigen politischen Angelegenheit geholfen.«

»Ich? O mein Gott!«

»Es ist so wie ich Ihnen sage.«

»Und ich glaubte, es sei ein Nebenbuhler! — Sagen Sie, was war's denn?«

»Still!«

»Sie wollen also abreisen, Herr Chevalier?« fragte Madame Blanchard noch einmal, als Champagne die Pferde aus dem Stalle führte und mit weiser Bedachtsamkeit sattelte.

»Ja wohl, liebe Frau Wirthin, ich [illegible] Stadt, wo meine Compagnie ist. Geben Sie mir geschwind etwas zu essen, ich habe Eile. — Befehl des Königs.«

Die Wirthin eilte in ihre Küche.

»Der Cardinal wird nie glauben,« sagte d'Artagnan zu sich, »daß ich meine Rolle auf der Straße fortgespielt, daß ich mindestens seine Gefangennahme verhindert habe. Glücklicherweise ist sein Brief an Denis da. — Für den Augenblick blüht mir kein Glück — ich habe dem Cardinal einen großen Dienst erwiesen, aber der König ist unzufrieden.«

Der Chevalier setzte sich etwas verstimmt an den Tisch, und fand wenig Geschmack an dem appetitlichen Eierkuchen, den die Wirthin auftrug.

»Herr Chevalier,« sagte sie, »Sie haben gewiß die Neuigkeit noch nicht gehört, welche mir die Magd so eben vom Markte bringt?«

»Was denn?«

»Sie wissen, daß der Herr Cardinal seine Nichten in das Kloster der Carmeliterinnen gegeben hatte. Die drei Fräulein haben diesen Morgen das Kloster verlassen.«

»So?« erwiederte d'Artagnan etwas erstaunt.

»Sie sind in einer Kutsche nach — ich weiß wahrlich nicht mehr wie der Ort heißt, er liegt im Auslande.«

»Vielleicht nach Bouillon?« sagte der Lieutenant.

»Ja richtig, nach Bouillon.«

»Ich finde das ganz natürlich: sie begeben sich — zu ihrem Oheim.«

D'Artagnan aß mit großer Zerstreuung; er stand bald auf und ging vor die Thür, um Champagne mit den Pferden zu erwarten. Kaum hatte er die Straße betreten, so that sich ein Fenster des ersten Stockwerkes in Texier's Hause auf, und eine reizende junge Blondine, frisch und rosig wie ein Frühling, lehnte sich auf die steinerne Brüstung.

Dem Chevalier fielen die blonden Haare auf. Es war nicht zu bezweifeln: es war die junge Dame, die ihn auf dem Maskenball gefoppt hatte. Er bereute daher, daß er das Geheimniß seiner Liebe zu einer Person verrathen, die er zum Glück nicht genannt hatte.

Er kam auch auf den Gedanken, sich von der Wirklichkeit der Erscheinung zu überzeugen, und er ging bereits auf das Haus zu, als er bemerkte, daß ihn Madame Texier scharf ansah. Er glaubte diese Herausforderung durch eine Artigkeit beantworten zu müssen, und da er nicht mehr bezweifeln konnte, daß die schöne Blondine seine Unbekannte

vom Maskenball sei, begrüßte er sie mit großer Höflichkeit.

In demselben Augenblicke erschien Maître Terier hinter seiner Frau; er schien sehr erzürnt zu sein, und in dem Schrecken, den er ihr verursachte, ließ sie eine Rose fallen. Der Chevalier vermuthete mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit, daß es ein absichtliches, zu seinen Gunsten gemachtes Versehen sei; er nahm daher die Blume auf, die vielleicht den Weg zu einer Annäherung anbahnen konnte.

»Sie ist's!« sagte er, auf die Blume zugehend. »Es ist jammerschade — eine große Enttäuschung — reizend ist sie zwar, das muß man ihr lassen.«

Aber als er sich eben bücken wollte, um die Rose aufzunehmen, kam ihm ein Anderer zuvor.

»Navailles!« sagte d'Artagnan erstaunt.

»Ja, lieber Chevalier, es freut mich unendlich Sie zu sehen. Wir sind also Nebenbuhler!« setzte der Capitän hinzu, indem er die Rose unter die Nase hielt.

»Lieber Navailles, behalten Sie die Rose, ich will sie Ihnen nicht streitig machen. Madame Terier ist reizend; aber für den Augenblick werden Sie mir einen großen Gefallen thun, wenn Sie ihre Gedanken von mir abzuleiten suchen.«

»Siehe da den Gecken!« sagte Navailles laut lachend.

»Navailles, mein Herz ist anderswo gefesselt, und ich reite jetzt fort, nach Ruel.«

»Schon? Sie werden doch die Verstimmung des Königs nicht benützen, um sich den Prinzen in die Arme zu werfen?«

»Je nachdem.«

»Was? Sie scherzen, d'Artagnan!«

»Auf jeden Fall würde ich in guter Gesellschaft sein.«

»Aber der Cardinal ist Ihnen sehr gewogen.«

»Der Cardinal ist undankbar. — Adieu, Navailles! auf Wiedersehen!«

D'Artagnan drückte dem Gardecapitän die Hand, ließ ihn vor dem Hause seines Idols, ging wieder vor das Haus der Madame Blanchard, bestieg sein Pferd und ritt im Galopp denselben Weg zurück, den er Tags zuvor im Schritt zurückgelegt hatte.

In Ruel, wo er anhielt, war seine Anwesenheit nicht nothwendig, denn Puyferrat versah den Dienst der Compagnie mit großer Pünktlichkeit. D'Artagnan ritt also nach Paris.

Es war vier Uhr, als er, von seinem treuen Champagne gefolgt, vor dem Thore Saint-Honoré ankam.

In jener sonderbaren Zeit und während der häufigen Einstellungen der Feindseligkeiten zwischen den beiden Parteien war es nicht auffallend, daß ein Offizier, der als Anhänger des Königs oder vielmehr Mazarin's bekannt war, nach Paris kam, wo die Partei der Prinzen und des widerstrebenden Parlaments die Oberhand hatte. Das Losungswort war, so lange es nicht Nacht war, oft nur eine leere Förmlichkeit.

D'Artagnan stieg vom Pferde und ließ durch die Schildwache den Offizier des Postens rufen.

»No entiendo,« antwortete der Soldat.

»Aha! wir sind im Feindeslande,« sagte der Chevalier, »heute begehre ich keinen Einlaß.«

Er wollte schon sein Pferd wieder besteigen, um sich an einem andern Thore zu melden; aber er besann sich.

»Was soll aus dem Briefe werden? Caramba! wenn ich länger zögere, so wird das Losungswort gewechselt oder die Nacht bricht an. Die Sache muß schnell abgethan werden. El oficial?« fragte er dann die Schildwache.

Der Soldat schlug in die Hände, und bald darauf kam ein Sergent aus der Hütte, die als Wachstube diente.

»Ich bitte um Einlaß,« sagte d'Artagnan in spanischer Sprache und mit freundlichem Lächeln.

»Sagen Sie das Losungswort,« erwiederte der Sergent, indem er sich eine Cigarrette drehte.

»Jérôme et Bordeaux,« antwortete d'Artagnan.

»Das ist's nicht,« sagte der Sergent gelassen.

»Wie, es ist nicht das Losungswort?«

»Nein, Señor.«

»Ei, das ist stark!«

»Vor einer Stunde galt es noch; aber ein Befehl der Prinzen hat es unerwartet verändert.«

»O, ich will mich nicht abweisen lassen,« dachte der Lieutenant. »Aber ich bin ja kaum eine Stunde draußen,« setzte er hinzu, »und ich konnte nicht ahnen —«

»Sie bleiben draußen,« antwortete der Spanier, »indem er ein Feuerzeug aus der Tasche zog.

»Glauben Sie, Señor?«

»Ja,« war die lakonische Antwort des Sergenten, der Feuer schlagend wieder in die Hütte ging.

Aber d'Artagnan wollte trotzdem in die Stadt, und ohne sich an die vorgehaltene Muskete der Schildwache zu kehren, faßte er die Waffe, entwand sie dem Soldaten, warf sie in den Graben und ging weiter.

Champagne verstand das Manöver auf den ersten Blick, er trieb die Pferde an und warf die Schildwache zu Boden;

aber in demselben Augenblicke kam der Sergent mit einem halben Dutzend Soldaten aus der Hütte, und kaum hatte d'Artagnan seinen Säbel gezogen, so waren sechs Rapiere auf seine Brust gerichtet.

Während sich Champagne mit den Pferden entfernte, schwenkte d'Artagnan mit Blitzesschnelle seinen Säbel. Er wurde an der Hand leicht verwundet, aber die Soldaten wichen zurück, und er war schon im Begriff vorzudringen, als er plötzlich eine Schaar Bewaffneter um eine Straßenecke und auf das Thor zukommen sah.

Als der Sergent die Verstärkung erblickte, rief er der noch entfernten Schaar zu:

»Haltet diesen Wüthenden auf, Ihr Herren Bürger! Es ist ein Feind, ein Mazarinist!«

Und seinen Leuten rief er zu: »Escopetas anda!«

Die spanischen Soldaten eilten in die Wachstube, und als sie mit ihr[illegible] bewaffnet, wieder herauskamen, waren sie höchst erstaunt, den Chevalier in Unterhandlung mit den Bürgern zu sehen.

D'Artagnan hatte nemlich sogleich den Anführer der bewaffneten Bürger erkannt und war ihm in die Arme gesunken.

»Lieber Pluchet,« sagte er, »Sie hier! Sie werden mich doch durchlassen?«

»Je nachdem,« antwortete der dicke Bürgersmann, sich in die Brust werfend; »haben Sie das Losungswort?«

»Allerdings, — Jérôme et Bordeaux.«

»Und die Spanier wollen Sie nicht einlassen?«

»Sie behaupten, es sei nicht das Losungswort.«

»O, das geht zu weit!« eiferte Pluchet, und seine buschigen grauen Brauen zogen sich zusammen.

In diesem Augenblicke kamen die mit ihren escopetas bewaffneten Spanier aus der Wachstube.

»Lassen Sie mich nur machen,« sagte Pluchet, allein auf die Soldaten zutretend, mit denen ihn seine Leute heftig reden und gesticuliren sahen; aber der brave Mann hielt auf militärische Disciplin, und sobald er sich überzeugt hatte, daß das Losungswort wirklich auf Befehl der Prinzen verändert worden war, gab er sich zufrieden und ließ seine Leute vortreten.

Er hatte die Absicht, sie in die Wachstube treten zu lassen, wo sie alle gefangen bleiben sollten, bis ein Offizier sie ordnungsmäßig befreien würde; aber d'Artagnan verstand die Absicht und leistete der Aufforderung keine Folge. Sobald sich die bewaffneten Bürger in Bewegung setzten, bestieg er rasch sein Pferd, welches Champagne zehn Schritte von da am Zügel hielt.

»Lieber Pluchet,« rief er zurück, »ich [illegible] einen Offizier des Prinzen von Condé senden, um Sie freizumachen.«

»Feuer!« commandirte der Sergent, der sich nicht so leicht abfinden ließ wie die Bürger.

Die Spanier senkten ihre Musketen; aber d'Artagnan und Champagne waren schon weit. Die Bürger warfen sich zu Boden, so daß die Kugeln über sie hinwegflogen und an den nahen Häusern abprallten, auch zum großen Schrecken der Einwohner einige Fensterscheiben zertrümmerten.

D'Artagnan, der bald in Sicherheit war, nahm den Weg zu seiner Wohnung, nachdem er Champagne mit dem im Gewande des Venetianers gefundenen Briefe abgeschickt hatte.

»Vor Allem,« sagte Champagne, »müssen Sie Ihre Hand verbinden lassen, Herr Chevalier. Das Blut strömt am Pferde herab.«

D'Artagnan band sein Schnupftuch um die Hand.

»Es hat nichts zu bedeuten,« sagte er; »sei nur unbesorgt, die kleine Schramme wird mich nicht hindern, diesen Abend zu dem Herrn Coadjutor zu gehen.«

Champagne entfernte sich kopfschüttelnd, denn er hielt diesen Wunsch für eine große Unbesonnenheit.

»Das hat man davon, wenn man gefällig ist!« sagte der Chevalier für sich. »Dieser vielleicht sehr unbedeutende Brief hätte mir fast das Leben gekostet. Der Cardinal würde mich freilich einen ungeschickten Menschen gescholten haben, wenn ich den Brief nicht besorgt hätte, und ich habe ihn an eine solche Meinung nicht gewöhnt.«

* * *

Am andern Morgen finden wir d'Artagnan in seinem ziemlich dürftigen Bett wieder. Sein Zimmer mit einem Alcoven war im ersten Stockwerke eines schmalen Hauses in der Rue-des-Arcis. Er lag in tiefem Schlaf; dies war wenigstens, trotz des Halbdunkels, aus seinen ruhigen Gesichtszügen zu schließen.

Dieses Zimmer gehörte zu einer, aus zwei großen Stuben, einem Vorgemach und Dienstbotenkammern bestehenden Wohnung. Die eine Stube diente als Salon und hatte die Aussicht auf die Straße; die andere kleinere bekam das Licht von einem schmalen, zwischen den hohen Mauern der Nachbarhäuser eingeschachtelten Hofe.

Gegen sieben Uhr Morgens wurde bescheiden an die äußere Thür dieser Wohnung geklopft. Champagne, der

eben ein Paar Reitstiefel mit gelbem Ocher einrieb, unterbrach dieses wichtige Geschäft und öffnete die Thür.

Ein blonder, magerer, junger Mann von ungezwungenem Benehmen trat ohne Umstände in das Vorzimmer.

»Ist der Herr Lieutenant sichtbar?« fragte er.

»Jenachdem,« antwortete der Bediente keck und musterte den Fremden, dessen fadenscheinige Kleider keine wichtige Person andeuteten.

»Für mich wird er zu Hause sein,« erwiederte der junge Mann, der sich nicht minder keck in die Brust warf.

Champagne schien ihm zu glauben und fragte nach dem Zwecke des Besuchs.

»Ich kam gestern um dieselbe Zeit und fand die Thür verschlossen; aber die Krämerin, an die ich mich in Ermanglung eines Hausdieners wandte, versprach mir, den Herrn Chewalier, falls er nach Hause käme, von meiner Angelegenheit in Kenntniß setzen zu wollen.«

»Und was ist es für eine Angelegenheit?«

»Eine bei einem Gardelieutenant sehr gewöhnliche Sache.«

»Erklären Sie sich deutlicher.«

»Das will ich. Wie heißt Ihr lieber Freund?«

»Champagne.«

»Ein prächtiger Name! er erinnert mich an den Wein, den ich sehr schätze.«

»Ich schätze ihn auch,« antwortete der Bediente mit der Zunge schnalzend.

»So hört, lieber Champagne,« sagte der junge Mann, der wie man sieht, eine gewisse Neigung zu traulicher Annäherung hatte: »es handelt sich um ein kleines Billet.«

»Ein Liebesbrief?«

»O pfui, was denkt Ihr von mir? Ich habe Geld zu bekommen.«

»Geld?« erwiederte Champagne. »Ich bedaure sehr, mein Herr ist nicht zu Hause.«

»Aber vor drei Minuten sagtet Ihr mir, der Herr Chevalier sei sichtbar.«

»Ich sagte: je nachdem.«

»Ich schloß daraus, daß er für mich zu Hause sei.«

»Mein Herr hat keine Zahlungen zu machen.«

»Das ist zu arg! Morbleu! was wißt Ihr davon!«

»Ich bin in alle Angelegenheiten des Herrn Chevalier eingeweiht. Er stellt keine Schuldscheine aus.«

»Das ist sehr klug von ihm, und ich billige seine Vorsicht; aber dieses Mal wird er doch seine Unterschrift nicht abläugnen.«

»Seine Unterschrift?«

»Ich will Euch beweisen, lieber Champagne, daß ich nichts behaupte was ich nicht gewiß weiß. Daher thut mir den Gefallen, einen Blick auf dieses Papierchen zu werfen.«

Bei diesen Worten zog der junge Mann ein gelbes, ziemlich bejahrtes Papier aus dem Wams.

»Nehmt Euch in Acht!« setzte er hinzu, »es ist sehr mürbe.«

»Ja, es ist wirklich die Unterschrift meines Herrn. — Ach, großer Gott!«

»Was gibt's noch?« fragte der junge Mann.

»Dieses Billet ist ja elf Jahre alt!«

»Ganz recht, eilf Jahre.«

»Dann wundert's mich nicht mehr, daß der Herr Chevalier diesen Morgen für Jedermann zu Hause ist.«

»Ihr sehet, lieber Freund, daß euer Herr einige Ach-

tung vor der alten Geschichte hat; seid daher so gütig, ihm zu sagen, daß einer von dem Kanzleipersonal des Herrn Tiphaine Désormaux seine Aufwartung zu machen wünsche.«

»Das wird schwerlich angehen: mein Herr ist krank.«

»Gefährlich?«

»Er ist gestern verwundet worden, und sein Zustand macht mich sehr besorgt.«

»Man sieht, lieber Champagne, daß Ihr ein vortrefflicher Diener seid; aber wenn der Herr Chevalier nicht ein Roßfieber hat, so kann ich mich nicht abweisen lassen.«

Champagne sah, daß er nachgeben mußte und öffnete die zum Schlafzimmer führende Thür.

IV.

Alte Schuld und alter Freund.

Champagne weckte den Lieutenant mit der zartesten Schonung. D'Artagnan war sehr erstaunt, denn neunzehnmal unter zwanzig weckte er seinen Diener.

»Wie befinden Sie sich diesen Morgen, Herr Chevalier?«

»Sehr gut, lieber Champagne.«

»Haben Sie gar kein Fieber?«

»Ich glaube nicht.«

»Wenn der Herr Chevalier erlauben —«

Champagne faßte eine Hand seines Herrn und fühlte ihm mit der wichtigen Miene eines Facultätsmitgliedes den Puls.

D'Artagnan lächelte und konnte gleichwohl seine Un-

geduld nicht unterdrücken, als Champagne die Binden und Compressen, die seine rechte Hand verhüllten, mit großer Vorsicht abnahm.

»Ach, Gott sei gelobt!« sagte der treue Diener mit aufrichtiger Freude, als eine rosenfarbige, nicht mehr blutende leichte Wunde zum Vorschein kam.

»Du siehst, Champagne, daß es nichts ist.«

»Aber Vorsicht und sorgsame Pflege ist doch nothwendig, Herr Chevalier — manche scheinbar unbedeutende Wunde wird auf einmal gefährlich!«

Aber d'Artagnan entzog ihm die verwundete Hand und ließ zum Schrecken des braven Champagne die Finger krachen.

»Laß' mich schlafen, Champagne — geh!«

»Es ist Jemand da, der Sie durchaus sprechen will; ein junger Mensch, der Schreiber bei einem Procurator ist.«

»So? Laß' ihn hereinkommen. — Fatale Geschichte!«

»Ja wohl, Herr Chevalier. Aber ich bitte Sie, rühren Sie diesen Arm nicht!«

»Laß mich in Ruhe, Champagne! Am Ende verliere ich die Geduld.«

»Herr Chevalier, sind Sie wirklich entschlossen, den Schuldschein zu bezahlen?«

»Champagne, Du bist sehr neugierig! Kümmere Dich um deine eigenen Angelegenheiten.«

»Wir sind sehr schlecht bei Casse, Herr Chevalier.«

»Champagne, Du hast doch den Brief abgegeben? Ich habe jetzt — wenn Du in der Geschichte besser bewandert wärest, so würde ich Dir beweisen, daß die Republik Venedig ihren Nutzen hat, und daß die venetianischen Senato-

ren gar kluge, bedachtsame Herren sind, zumal wenn sie große Taschen haben.«

»Herr Chevalier —«

»Führe den Federfuchser herein und schweig.«

Einige Augenblicke nachher erschien der Schreiber.

D'Artagnan war im Bette geblieben und rieb sich die Augen. Die nicht aufgezogenen Fenstervorhänge zeigten überdies an, daß er noch zu schlafen gedachte.

Der Schreiber kam an den Alcoven und überreichte das Papier mit einer recht zierlichen Verbeugung.

»Herr Chevalier,« sagte er, »ich komme, wie ich der Krämerin schon gestern sagte, wegen des Schuldscheines, den Sie Herrn von Montigré ausgestellt haben.«

»Wahrhaftig,« antwortete d'Artagnan, »der kommt weit her.«

»Das ist wahr, Herr Chevalier; er ist mit der Postkutsche von Poitiers über Orleans in die Schreibstube des Procurators Tiphaine Désormaux gekommen. Das Datum ist indeß sehr alt, und es ist nicht wahrscheinlich, daß er die eilf Jahre seines Daseins unterwegs gewesen sei.«

Der Lieutenant versuchte die Gesichtszüge des Schreibers zu betrachten, und es gelang ihm, da seine Augen an die Dunkelheit gewöhnt waren, denn er erwiederte:

»Sie machen gern Spaß, junger Mann?«

»So oft wie möglich, Herr Chevalier.«

»Wie geht's dem lieben Montigré?«

»Herrn von Montigré?«

»Ei ja! ich habe den lieben Freund vor eilf Jahren nur einmal gesehen, aber unter Umständen, die mir sein Andenken werth gemacht haben. Ist er vielleicht in Paris? Wenn das ist, so können Sie ihm sagen, daß ich nur ihm

persönlich den Schuldschein zahlen werde, denn ich finde das Verfahren unhöflich, und ich bin doch wohl einen Besuch werth.«

»Herr von Montigré ist todt.«

»Caramba, was sagen Sie da!« erwiederte d'Artagnan, sich aufrichtend.

»Vor etwa zwei Monaten gestorben.«

»Wissen Sie das gewiß?«

»Allerdings. Maître Tiphaine Dèsormaux, der für seine Erben die Schuldforderungen in Paris und Ile-de-France eintreiben soll, hat mit dem Schein, den ich Ihnen zu überreichen die Ehre habe, die amtliche Nachricht davon erhalten.«

»Der arme Montigré! — Bei seinen Lebzeiten wäre der Schuldschein gewiß nicht zum Vorschein gekommen. Ich hatte gar nicht mehr daran gedacht, und er wahrscheinlich auch nicht. Ich gestehe, daß ich auf diesen Schuldschein durchaus nicht vorbereitet war und dadurch in einige Verlegenheit komme.«

Der Schreiber blieb ganz gleichgiltig; er schien diese Antwort erwartet zu haben, denn er machte Miene, den Schuldschein wieder in die Tasche zu stecken

»Aber ich will zahlen,« setzte der Lieutenant hastig und leicht erröthend hinzu.

Zum Glücke blieb dieses Erröthen im Halbdunkel des Zimmers unbemerkt.

Er stand auf, zog einen Schlafrock an und öffnete eine Schatulle, die auf einem kleinen Tische zwischen den beiden Fenstern stand; er griff hinein und nahm das mit Sammt überzogene Packet heraus, welches er in der Tasche des ve-

netianischen Senators gefunden und ohne Bedenken behalten hatte.

»Zweitausend Livres,« betonte der Schreiber, indem er den Schuldschein noch einmal durchlas.

»O, ich habe die Summe nicht vergessen, obgleich es schon lange her ist, daß ich den Wisch geschrieben.«

Der Lieutenant zählte seufzend hunderteinundachtzig schöne Louisdor zu eilf Francs auf und legte neun Livres in kleiner Münze dazu.

»Zählen Sie nach.«

Der Schreiber zählte nach der damals üblichen Rechnungsweise die Goldstücke dutzendweise auf, gab dem Zahler den Schuldschein zurück und steckte das Geld in einen Beutel.

Unterdessen betrachtete der Lieutenant den Schuldschein.

»Wer hat den Empfang quittirt?« fragte er, »es ist eine unlesbare Unterschrift, die kein Vertrauen weckt.«

»Es ist die Unterschrift eines Herrn Barada, Parlamentsadvocaten.«

»Also der Erbe Montigré's?«

»Ich glaube wohl, er oder seine Frau.«

»Wohl bekomm's ihnen! War die Erbschaft groß?«

»Nicht daß ich wüßte. Ich glaube sogar, daß Herr von Montigré nur Schulden hinterlassen hat.«

»Dann freut es mich, daß ich gezahlt habe; es thut mir freilich auch leid, diesen vortrefflichen Freund um zweitausend Livres gebracht zu haben. Vielleicht hätte er sie in seinen letzten Tagen gebraucht.«

»Wünschen Sie sonst noch eine Auskunft, Herr Chevalier?«

»Nein, ich danke. Ja doch. Wenn ich, was Gott verhüte, jemals einen Procurator brauche, so werde ich mich am Maître Dèsormaux wenden und ihn ersuchen, meine Angelegenheit durch Sie besorgen zu lassen. Wie heißen Sie?«

»Louis Vigé, zu dienen, Herr Chevalier. Aber ich glaube, daß mir diese Ehre nicht zu Theil werden wird, denn ich werde bei Maître Dèsormaux keine grauen Haare bekommen.«

»Wirklich?«

»Ich bin der Proceduren und Acten überdrüssig.«

»Würden Sie vielleicht an einem andern Stande, zum Beispiel am Militär, Gefallen finden?«

»Das gerade nicht. Ich werde Paris verlassen und nach Bordeaux gehen.«

»Eine angenehme Stadt, caramba! — Ich hatte wirklich nicht bemerkt, daß Sie ein Gascogner sind.«

»Es ist wahr, Herr Chevalier, daß Ihre Aussprache der meinigen sehr gleich ist.«

»Was wollen Sie in Bordeaux machen?«

»Herr Barada hat Aussichten, zum Rath im Parlament von Guienne ernannt zu werden. Er steht in Unterhandlung wegen einer Procuratur.«

»Was kümmert Sie denn das?«

»Ich bin sein Vetter — durch Verschwägerung.«

»Also von weiblicher Seite! — Ich merke schon, was Sie an ihn fesselt. Er ist gewiß verheiratet?«

»Ja, Herr Chevalier.«

»Nun, viel Glück, junger Mann!« sagte der Lieutenant und reichte dem Schreiber die Hand.

Louis Vigé drückte diese Hand und verließ das Zimmer. Als er an dem noch immer wichsenden Champagne

vorüberging, klopfte er an seine Hosentasche, die einen hellen, reinen Metallklang von sich gab.

Champagne ließ den jungen Mann aus und machte seufzend die Thür wieder zu.

»Der Herr Chevalier wird alt,« sagte er zu sich; »er zahlt. Vielleicht hat er ein starkes Wundfieber.«

Er trug die nunmehr wohl geocherten Reitstiefel ins Zimmer und sah, wie sein Herr sich ankleidete, ohne sich im mindesten um seine Wunde zu kümmern. Er war eben im Begriff, ihm Vorwürfe darüber zu machen, als wieder an die äußere Thür geklopft wurde.

»Geh, Champagne, und mache auf!« sagte d'Artagnan, indem er seine Reitstiefel anzog.

Champagne gehorchte, und sobald er die Thür geöffnet hatte, trat er zurück vor der dunkeln Gestalt, die im Zwielicht der Lampe erschien.

Es war ein Mann in einem weiten Mantel und mit einem tief ins Gesicht gedrückten Filzhute.

»Ist dein Herr zu Hause?«

»Je nachdem —«

Der Unbekannte trat ins Vorzimmer und nahm seinen Hut ab.

»Herr von Besmaux!« rief Champagne.

»Still!« sagte der Ankommende und machte schnell die Thür zu.

D'Artagnan hörte wahrscheinlich in seinem Zimmer den Ausruf seines Dieners, denn er sagt e zu sich:

»Aha! dann ist der Cardinal nicht weit.«

Er trat in die Thür und streckte dem Freunde beide Arme entgegen.

»Besmaux!«

»Ja, ich bin's, lieber d'Artagnan,« antwortete Besmaux, den Lieutenant umarmend.

»Aber, Theuerster, Sie stürzen sich ja in den Rachen des Wolfes!«

»Still!« sagte Besmaux.

»Was gibt's?« fragte der Lieutenant.

»Sind wir hier ganz allein?«

»Ganz allein, wenn Champagne die Vorhänge aufgezogen hat.«

»D'Artagnan, haben Sie Ihre Nachbarn nicht zu fürchten?«

»Ich habe keine.«

»Das ist gut.«

Besmaux lauschte, ob nicht etwa ein Geräusch die Anwesenheit eines Kundschafters oder eines Neugierigen verrieth, und nahm dann in einem Lehnstuhl Platz. D'Artagnan sah dem räthselhaften Benehmen des alten Freundes verwundert zu.

Besmaux, der seit Kurzem den Namen Montlezun angenommen hatte und daher Besmaux de Montlezun hieß, war vor zehn Jahren noch ein armer Teufel gewesen; er war fast zugleich mit d'Artagnan aus Béarn gekommen. Beide hatten in der Garde, dann unter den Musketieren Tréville's Dienste genommen. Sie waren bis zur Auflösung der Compagnie in der nächsten Umgebung Mazarin's gewesen. D'Artagnan hatte der Unthätigkeit in den Vorgemächern des Cardinals eine Lieutenantsstelle in der Garde vorgezogen, Besmaux hingegen hatte sich ganz dem Cardinal ergeben.

Diese für Manche unerklärliche Anhänglichkeit (denn Mazarin war im Exil) war in d'Artagnan's Augen immer ganz klar gewesen: Besmaux liebte vor Allem das Geld.

Der schlaue Minister machte sich übrigens keine allzugroßen Vorstellungen von der Treue des angeblichen Edelmannes aus Bearn; er hatte ihm auch nie einen seiner mißlichen Aufträge gegeben, die er dem biederen, ehrliebenden d'Artagnan, dessen Ergebenheit nie dem Meistbietenden feil war, zu ertheilen pflegte.

Obgleich d'Artagnan seinem Landsmanne eben keine begeisterte Achtung zollte, so war er, trotz der Verschiedenheit der Charaktere, doch sein guter Freund; er war daher etwas erschrocken über sein Erscheinen.

Er wußte, daß dieser alte Jugendfreund den Cardinal in die Verbannung begleitet hatte; und da die Liste der Anhänger Mazarin's veröffentlicht worden war, so war er in diesem Augenblicke eben so besorgt als erstaunt.

»Ja, Theuerster,« setzte er hinzu, »es ist zu unbesonnen von Ihnen.«

»Warum denn?«

»Weil Sie mit dem Cardinal geächtet sind.«

»Nein, lieber Chevalier, ich bin nicht geächtet. Der Cardinal ist zu Bouillon; ich bin freilich mit ihm gegangen, aber mein Kopf ist deshalb nicht verwirkt. Ich bin sogar überzeugt, daß der Prinz von Condé von meinem Degen sehr gern Gebrauch machen würde.«

»Das glaube ich auch; aber ich will aufrichtig sein, wollen Sie mir auch nicht zürnen, Besmaux?«

»Nein.«

»Wirklich nicht?«

»O! Sie setzen mir ja furchtbar zu!«

»Sie wissen,« erwiederte d'Artagnan, »daß ich die gute — oder, wenn Sie wollen, die schlechte — Gewohnheit habe, in allen Dingen nach dem Wer und Warum zu forschen. Das

ist mir im Leben immer sehr nützlich gewesen; und abgesehen von meiner frühen Jugend, die natürlich immer ihren ersten Regungen folgte, habe ich eingesehen, daß es das beste Mittel sei, Täuschungen zu verhüten. Man sagt, daß man der ersten Regung nicht trauen dürfe, weil sie gut sei. So war ich anfangs auch entschlossen, den Cardinal nach Bouillon zu begleiten, und ich gestehe, daß ich ungern hier blieb. Aber der Beweggrund zu Ihrem Entschlusse ist mir ein Räthsel geblieben.«

»O! Sie sind ein feiner Diplomat, d'Artagnan!«

»Ich — ein Diplomat!«

»Der Cardinal sagt's und Sie wissen, ob er sich darauf versteht.«

»Ich dachte mir: Besmaux hat sich einige Pistolen erspart; die kargen Spenden Sr. Eminenz können ihn wohl kaum in Versuchung führen. Er würde schon mindestens vierzigtausend Livres gewonnen haben, wenn er für den Prinzen Partei genommen und dabei die kleinen Geschäfte getrieben hätte, die er mit den Gardisten und Musketieren machte. Diese sind im Allgemeinen sehr wetterwendisch und wechseln die Pferde wie die Handschuhe. Der Prinz von Condé hat seit einigen Monaten schrecklich unter den Pferden aufgeräumt, und die Kaufleute haben viel Geld gemacht.«

Besmaux konnte einen Seufzer nicht unterdrücken.

»Der liebe Besmaux,« fuhr d'Artagnan fort, »ist dem gestürzten Minister treu geblieben, und er hatte Aussicht gehabt, Capitän einer Compagnie zu werden, oder wohl gar ein Regiment um billigen Preis zu kaufen. Was in aller Welt hat er in Bouillon gemacht?«

»Sie trauen mir also keine persönliche Anhänglichkeit und Ergebenheit zu?«

»Ergebenheit! ha! ha! ha! Besmaux, das ist wirklich zum Lachen! Sie — dem Cardinal ergeben! das kann ich nicht glauben. Ich begreife wohl, daß man der Fahne treu ergeben ist, das ist eine Ehrensache, ja noch mehr, eine Gewissenssache. Ich begreife, daß ein Edelmann, der das Herz auf dem rechten Flecke hat, seinem Könige treu ergeben ist. Ich will auch zugeben, daß man auf seinen Vortheil bedacht ist, das ist eine Lebensfrage — aber einem Menschen ergeben zu sein, das ist thöricht, albern!«

»Chevalier, Sie urtheilen sehr hart.«

»Wir Beide, Besmaux, sind halbe Gascogner; können Sie mich ansehen, ohne zu lachen?«

Der Mazarinist reichte dem Freunde die Hand.

»O! ich kenne Sie, Besmaux; die Knaben, die mit einander spielen, zeigen gegenseitig ihre Charaktere. — Doch ich will mich Ihrer Ankunft freuen — das muß Glück bringen an dem Tage, wo man eine alte Schuld bezahlt.«

»Sie bezahlen Ihre Schulden, Chevalier?« fragte Besmaux höchst erstaunt.

»Mein Gott, ja. Denken Sie sich, vor länger als zehn Jahren, als ich unsere Heimat verließ, war ich reich an Hoffnung, aber sehr arm an Geld. Ein alter Edelmann, den ich nie gesehen hatte, lieh mir auf mein ehrliches Gesicht zweitausend Livres. Das war schön, nicht wahr? Der arme Montigré ist gestorben, ohne daß ich an die Bezahlung der Schuld gedacht hatte, und sein Erbe ließ die Summe heute Früh eintreiben.«

»Nach zehn Jahren war die Schuld verjährt.«

»Lieber Besmaux, für eine solche Schuld tritt nie die Verjährung ein.«

»Sie waren also heute früh famos bei Casse?«

»Gestern Abends spielte ich bei dem Coadjutor, und es sind einige Pistolen an mir hangen geblieben.«

»Sie gehen also zu dem Coadjutor?«

»Ich gehe überall hin. Ich stehe im Dienste des Königs.«

»Aber die Prinzen und der Coadjutor sind gegen den König.«

»Nein, gegen Mazarin sind sie; wir müssen nicht verwechseln. Ich fürchte, daß Sie gegen den König sind, wenn Sie bei dem Cardinal bleiben. Doch das ist Ihre Sache, Sie sind ein Mann, der seiner persönlichen Zuneigung folgt.«

Es kommt nicht darauf an, d'Artagnan, was ich bin oder nicht bin. Wollen Sie den Zweck meines Besuchs kennen lernen?«

»Ich benutze gern jede Gelegenheit, meine Kenntnisse zu erweitern.«

»Sie sind zu scharfsichtig, um ihn nicht zu ahnen.«

»Das mag sein,« erwiederte d'Artagnan; »aber ich möchte die Triebfeder Ihrer Handlungen kennen lernen.«

»Nun, ich bin dem Cardinal aus diesem oder jenem Grunde ergeben, das ist eine Sache, die ich mit meinem Gewissen abzuthun habe. Ich weiß wohl, daß es von Splitterrichtern zu meinem Nachtheil gedeutet werden könnte, aber Giulio Mazarin — und Besmaux betonte diesen Namen — »kann allein mir geben was ich will.«

»Aha!« sagte d'Artagnan, der die Ohren spitzte wie ein Spürhund, der die Fährte gefunden hat, »ich wußte

wohl, daß Besmaux seine Ergebenheit an Bedingungen knüpft! Nur Dummköpfe gehen in ein Wespennest, um zu sehen, ob die darinwohnenden Insecten wirklich Honig erzeugen.«

»Sie zweifeln also auch nicht, daß der Cardinal noch einige gute Honigscheiben in Bereitschaft hat?«

»Der Cardinal ist die Vorsicht selbst, er hat Gold und Silber in Hülle und Fülle. Sie haben diesen beiden Metallen immer eine besondere Achtung gezollt, lieber Besmaux, es ist natürlich, daß Sie davon angezogen werden wie das Eisen von dem Magnet.«

»Und Sie, Chevalier?«

»Ich?«

»Können Sie versichern, daß Sie das Gold nicht lieben?«

»Ich trete nicht darauf, wenn ich es finde, aber ich sehe es sehr selten ausgestreut.«

»Der Cardinal hat viel — kommen Sie zu ihm.«

»Für Gold! Ich! — o ich kenne die Freigebigkeit Monsignors. Zwei- oder dreihundert Thaler, die noch dazu beschnitten sind! Ich danke! die würde ich schnell verspeisen und eine Stunde nachher wäre ich so dumm wie zuvor.«

»Ich sehe schon was Sie wollen: Sie wünschen Gardecapitän zu werden.«

»Ja, das läugne ich nicht.«

»Eine Compagnie kostet viel, d'Artagnan!«

»Ich bin leider nicht so reich wie Sie, um eine zu kaufen.«

»Wenn Sie in Paris bleiben, werden Sie die fünfzigtausend Livres, die Ihnen diese schöne Compagnie kosten wird, nie zusammenbringen.«

»Wer sagt Ihnen denn, daß ich eine kaufen will?«

»Sie selbst; Sie wünschen ja eine.«

»Wünschen und kaufen ist zweierlei.«

»Der Prinz wird sie Ihnen nicht geben.«

»Glauben Sie?«

»Oder wenn er sie Ihnen gibt, so bezweifle ich sehr, daß der König die Ernennung bestätigen wird.«

»Sie wissen also, Freund Besmaux, daß ich für den Prinzen von Condé nichts gethan?«

»Weiß der Cardinal nicht alles?«

»Dann scheint es, daß Se. Eminenz Geld hat, um Kundschafter zu besolden.«

»Ich gestehe, daß er in diesem Stücke sehr freigebig ist.«

»Sie setzen mich in das größte Erstaunen, Besmaux!«

»Ihr Erstaunen wird noch größer werden, wenn ich Ihnen sage, warum ich gekommen bin.«

»Dann reden Sie, das Erstaunen ist ein großer Genuß.«

»In acht Tagen werden Sie Gardecapitän.«

D'Artagnan brach in ein lautes Gelächter aus.

»Sie sind heute sehr heiter.«

»Morbleu! ich habe auch Ursache dazu. Wissen Sie denn nicht, Freund, daß mich der Cardinal seit zwei Jahren mit dem Versprechen einer Compagnie hinhält, und daß ich, um sie zu bekommen, Uebermenschliches geleistet habe?«

»Es scheint jedoch, daß Ihnen der Cardinal endlich Gerechtigkeit widerfahren läßt.«

»O, ich lasse mich nicht mehr übertölpeln! Ueberdies ist der Cardinal in der Verbannung, das Parlament und

die Prinzen siegen, der Hof wird nach Paris zurückkehren und der Cardinal scheint die Haut des Bären zu verkaufen, ehe er dem Meister Petz eine Kugel von gutem Kaliber durch den Kopf gejagt hat.«

»Wissen Sie warum Ihre Compagnie in Ruel geblieben ist?«

»Wahrscheinlich weil man der Gesinnung der Leute nicht ganz sicher ist.«

»Das ist möglich, aber die Anführer vermögen viel über die Stimmung und folglich über die Meinung ihrer Soldaten.«

»Das hat man gesehen.«

»Sie sind bei Ihren Leuten beliebt?«

»Ich glaube es.«

»Ihr Capitän ist diesen Morgen von der Königin nach Pontoise berufen worden.«

»Und was weiter?«

»Errathen Sie nicht?«

»Helfen Sie mir, Besmaux, ich habe noch nicht gefrühstückt.«

»Wenn man die Absicht hätte, Ihnen ganz freie Hand zu lassen?«

»Das wäre schlau,« antwortete d'Artagnan schmunzelnd. »Der Hof hat also kein großes Vertrauen zu dem Capitän Puyferrat?«

»Das will ich nicht sagen; aber Puyferrat ist bei den Soldaten nicht so beliebt wie Sie.«

»Aber der Cardinal wird sich doch nicht einbilden, mit einer Compagnie die ganze Armee der Prinzen zu schlagen?«

»Was der Hof, merken Sie wohl, ich sage nicht, der

Cardinal — was der Hof verlangt, ist leicht für einen Mann wie Sie.«

»Ich gebe nichts auf leere Worte.«

»Aber wenn Sie erfahren —«

»Ich will nichts rfahren, Caramba! ich höre auf keine Vorspiegelungen. Bringen Sie mir meine vom Könige unterzeichnete Bestallung als Gardecapitän, so gebe ich Ihnen Gehör.«

»Das wäre aber —«

»Nein, sage ich Ihnen, sagen Sie nichts! Wenn ich es ablehnte, würden Sie ein Geheimniß unnütz preisgeben.«

»Der Cardinal wird nicht zufrieden sein, Chevalier.«

»Also doch der Cardinal!

Besmaux biß sich in die Lippen.

»Hören Sie, Besmaux, wer mich überlisten will, muß es schlauer anfangen. Ich sehe es Ihnen an, daß Mazarin körperlich vielleicht in Bouillon ist, daß er aber im Geiste nie aufgehört hat das Schloß zu bewohnen, wo jetzt die Königin ist. Und sie ist immer noch die Regentin, obgleich der König für volljährig erklärt worden ist. Wer weiß? Der Cardinal ist vielleicht gar nicht in Bouillon; er ist vielleicht zu Pontoise am Hofe, oder zu Saint-Germain; — warum nicht in Paris? Sie sind ja hier.«

»Scherz führt zu keinem Schluß.«

»Ich komme zum Schluß. Sie sind mein Freund, Besmaux, und würden sich gewiß freuen, mich als Gardecapitän zu sehen; aber wenn Sie mir einen Gefallen thun wollen, so gehen Sie wieder zu dem Cardinal und versichern Sie, daß Sie mich nicht getroffen. Setzen Sie hinzu, daß Sie nach reifer Ueberlegung eingesehen, wie es sehr unklug sein würde, mir das versprochene Capitänspatent nicht pro-

visorisch auszufertigen. Der Cardinal wird an meinem Wort nicht zweifeln; er wird gewiß überzeugt sein, daß ich seinen Befehlen, oder vielmehr den Befehlen des Hofes gehorchen werde.«

»Das ist bedenklich.«

»Warum denn? Ich habe nicht zu Hause geschlafen, sondern im Spielhause die Nacht zugebracht, Sie haben mich nicht getroffen. Es ist ein dummer Zufall, wie sie das Leben täglich zu Hunderten bietet.«

»D'Artagnan, der König wird Ihre Entfernung sehr ungern sehen. Wer nicht mit ihm ist, der ist gegen ihn.«

»Ich bin ja mit ihm, corbleu! Habe ich es nicht in dem Kampf in der Vorstadt Saint-Antoine bewiesen? Ich bin dem Könige durch meine Reise nach Paris vielleicht nützlicher, als wenn ich in Pontoise bleibe. Ich kann ihm hier Anhänger werben. Die Bürger sind der Anarchie überdrüssig, aus welcher nur die Spanier und einige Intriganten von hoher Geburt Nutzen ziehen. Gestern bin ich um vier Uhr Nachmittags hier angekommen und habe bei dem Coadjutor gespielt.«

»Man spielt überall.«

»Ja wohl, sogar im Wirthshause, ich habe schon daran gedacht. Uebrigens habe ich meine Gründe, mich auf kurze Zeit von Pontoise zu entfernen.«

»Aber Sie waren doch nicht immer ein Freund der Unthätigkeit, und als Sie, nach Broussel's Verhaftung, die erste Abreise des Königs nach Saint-Germain beschützten —«

»Das ist schon lange her, Besmaux, und in den Bürgerkriegen lebt man schneller als gewöhnlich. Wer lebt, lernt. Sie haben mich also nicht gesehen.«

»Ich kann den Cardinal so arg nicht täuschen!«

»Im Gegentheil, Sie können ruhiger sein. Denken Sie sich, Sie erzählten ihm unsere Unterredung, wie sie stattgefunden. Der Cardinal wird sagen, Sie hätten sich seines Auftrages ungeschickt entledigt, an dem Mißlingen sei Ihre Unfähigkeit schuld; befolgen Sie hingegen meinen Rath, so behalten Sie immer freie Hand, Ihren Versuch zu erneuern und meine Hartnäckigkeit zu besiegen.«

»Sie wollen mir also kein Gehör geben?«

»Es ist eine Katze im Sacke. — Die kaufe ich nicht.«

»Desto schlimmer für Sie!« sagte Besmaux aufstehend.

In diesem Augenblicke hörte d'Artagnan noch einmal an seine Thür klopfen und winkte dem Mazarinisten Schweigen zu. Champagne sprach einige Worte, welche sie nicht verstanden; aber das Geräusch einiger aufgehender und sich schließender Thüren zeigte dem Chevalier an, daß sein vorsichtiger Diener die eben angekommene Person in den Salon geführt hatte.

D'Artagnan sah Besmaux mit einem vielsagenden Blicke an. Dieser merkte wohl, daß der neue Besuch dem seinigen ein Ende machen müsse; er nahm daher seinen Hut, ohne jedoch seinen Verdruß über die Erfolglosigkeit der Unterredung zu verbergen.

»Apropos,« sagte d'Artagnan, »ich habe Nachrichten von Bearn.«

»So!« sagte Besmaux gleichgiltig.

»Herr von Montlezun, Ihr Verwandter glaube ich, ist auf dem Wege nach Paris.«

»Wirklich?« sagte Besmaux erröthend.

»Er soll sehr arm sein, und da er eine zahlreiche Fa-

milie hat, so will er bei Hofe um eine Gouverneurstelle ansuchen.«

»Es wird mich sehr freuen, ihn zu sehen, aber seine Familie besteht in einem einzigen Sohne.«

»Und Sie sind wirklich verwandt mit ihm?«

»Wer zweifelt daran?« erwiederte Besmaux.

»O, ich gewiß nicht!«

»Adieu, d'Artagnan!«

»Es bleibt also bei der Abrede: Sie haben mich nicht getroffen.«

»Nun ja. — Wo werde ich Sie wiedersehen?«

»Hier, jeden Morgen um neun Uhr. Uebrigens kommen Sie nur, wann Sie wollen, Champagne weiß mich immer zu finden.«

»Es ist gut.«

»Aber keine Ausflüchte, lieber Freund!«

»Fürchten Sie nichts.«

Besmaux hüllte sich in seinen Mantel und ging die Treppe hinunter, nachdem er gelauscht hatte, ob Niemand draußen sei.

»Ich wußte wohl,« dachte der Chevalier, »daß er sich nicht mehr sträuben würde, wenn ich die Familie Montlezun erwähnte. — Aber was hat er mir im Grunde vorgeschlagen? Es wäre merkwürdig, wenn ich es durch die im Salon wartende Person erführe. Denn es ist gewiß ein Mann, seine Fußtritte hallten auf dem Boden. — Der Cardinal Mazarin unterhandelt, ich bin also doch etwas werth. — Caramba! ich möchte wissen, wie schwer ich bin!«

V.

Champagne's Credit.

D'Artagnan hatte die Thür hinter Besmaux wieder geschlossen. Er wandte sich zu Champagne, der eben einen ziemlich großen Korb trug.

»Du willst einkaufen, Freund Champagne?«

»Ja wohl, Herr Chevalier, aber —«

»Nun, was sagst Du dazu?« fragte der Chevalier, indem er in sein Zimmer ging und den bezahlten Schuldschein zeigte.

»Herr Chevalier, ich begreife es nicht,« antwortete Champagne, der mit seinem Korbe hinter ihm her ging.

»Was willst Du damit sagen?«

»O ich weiß wohl, daß Sie ein Mann von Wort sind; aber Schulden sind lange nicht bezahlt worden.«

»Glaubst Du denn, daß ich Dir Rechenschaft geben werde von Allem, was ich thue?«

»Nein, Herr Chevalier, aber —«

»Höre, Champagne,« erwiederte der Chevalier mit Wehmuth, »es muß Glück bringen, den Tag mit der Bezahlung einer alten Schuld anzufangen.«

»Ich will Ihnen mit Ihrer gütigen Erlaubniß einen kleinen Vorschlag machen, Herr Chevalier, und ich hoffe, daß Sie ihn annehmen werden.«

»Rede, lieber Freund, ich weiß, daß Du oft recht gute Einfälle hast.«

»Erlauben Sie mir, daß ich diesen eingelösten Schuldschein Ihren Lieferanten zeige.«

»Wie?«

»Ach! wir schulden dem Speisewirth mindestens sechzig Livres; eben so viel, wenn nicht mehr, dem Krämer; dreihundert dem Herrn Pluchet im Gasthause zur goldenen Flasche.«

»Genug, genug! Du machst mir Angst! das ist ja eine entsetzliche Rechnung.«

»Es hat damit seine volle Richtigkeit, Herr Chevalier.«

»Dann sieh zu, ob in der Schatulle genug ist, um zu zahlen.«

Champagne eilte an den kleinen Tisch und griff in die vielgeliebte Schatulle.

»O weh!« sagte er weinerlich, »ich fürchte, es sind keine dreihundert Livres darin!«

»Laß mir zehn Louisd'or und nimm das Uebrige.«

»Ach! Herr Chevalier, Sie machen mir eine große Freude! Wissen Sie wohl, daß unser Credit stark auf die Neige ging? Herr Pluchet machte einen Teufelslärm, als ich das letzte Mal ein Frühstück aus seiner Küche holte.«

»Wie, Pluchet hat es gewagt —«

»Und ohne seine liebenswürdige Frau —«

»Sie hat mich in Schutz genommen? Das ist schön von ihr, Champagne. Meinst Du das nicht auch?«

»O! Herr Chevalier, sie ist Ihnen unendlich gut.«

»Ist sie nicht hübsch?«

»Ja, wunderhübsch!«

»Nun, ich werde mich mit Pluchet schon abfinden.«

»O! fürchten Sie nichts, dieses Geld wird uns wieder flott machen, zumal wenn ich den Schuldschein zeige.«

»So geh, Du Schwätzer!« sagte der Offizier und warf ihm den Schuldschein hin, der so große Wunder wirken sollte.

»Aber es ist Jemand im Salon.«

»Wer denn?«

»Ein Mann, den ich nie gesehen habe; er will Sie durchaus sprechen.«

»Und Du sagtest mir nichts?«

»Herr Chevalier, dieser Schuldschein hat mir den Kopf ganz wirrsch gemacht. Wissen Sie wohl, daß wir wenigstens auf ein halbes Jahr Credit bekommen?«

Champagne steckte das Papier in die Tasche und ging. D'Artagnan trat in den Salon.

Ein schwarzgekleideter Mann stand auf und grüßte kalt. —

Der Lieutenant lud ihn durch eine Handbewegung ein, seinen Platz wieder einzunehmen und setzte sich selbst in einen Lehnstuhl, indem er dem Fenster absichtlich den Rücken zukehrte, um das Gesicht des Unbekannten gut zu sehen.

Es war ein Mann von vierzig Jahren, groß und mager, mit dichtem schwarzen Haar und sehr dunkler Gesichtsfarbe. Seine langen buschigen Augenbrauen gaben ihm ein fast abschreckendes Aussehen, welches durch seine scharfen, ungleichen Zähne noch vermehrt wurde. Der Mann hatte etwas vom Hidalgo und zugleich vom Indianer.

»Mein Herr,« sagte er, »ich habe die Ehre, dem Fürsten von Condé anzugehören.«

»Das konnte nicht fehlen,« dachte d'Artagnan. »Man scheint mich in beiden Lagern anwerben zu wollen. Wir wollen sehen, wer am meisten verspricht. Bei gleichen Be-

dingungen ist mir Besmaux lieber. Das Gesicht dieses Mannes gefällt mir nicht.«

»Sie werden sich gewundert haben,« fuhr der Unbekannte fort, »daß die Gardecompagnie, in der Sie Lieutenant sind, trotz der bekannten Sympathien ihrer Offiziere für die den Prinzen und dem Parlament feindliche Partei, in Ruel zurückgehalten wird.«

»Sagen Sie: die dem Könige ergebene Partei, das ist richtiger.«

»Der Prinz von Condé, der mit Sr. Majestät Friede zu machen hofft, wollte die treuesten Soldaten immer in ihren Quartieren lassen; folglich —«

»Wenn Se. Majestät alle Gardecompagnien um sich zu haben wünschte, so würde die meinige schwerlich in Ruel geblieben sein, sie wäre ohne weiters desertirt.«

»Sie haben große Gewalt über Ihre Soldaten, Herr Lieutenant.«

»Mein Herr,« unterbrach d'Artagnan, »ehe Sie fortfahren, erlauben Sie mir eine Frage. Sie bedürfen meiner Mitwirkung, und benutzen die Abwesenheit des Herrn von Puyferrat, um dieselbe in Anspruch zu nehmen?«

»Vielleicht,« antwortete der Unbekannte zögernd.

»Dann reden Sie ganz offen; es ist das beste Mittel, sich zu verständigen.«

»Wir wollen zuerst für Sie die Bedingungen feststellen.«

»Nicht mehr als billig.«

»Hier ist eine Bestallung als Gardecapitän.«

»Von wem unterzeichnet?« fragte d'Artagnan.

»Von Sr. Hoheit dem Herzoge Gaston von Orleans, Generallieutenant des Königreichs.«

D'Artagnan kratzte sich am Ohr.

»Es ist blos ein Stück Papier,« sagte er; »denn ich sehe die Compagnie nicht, die sich daranknüpft.«

»Herr von Puyferrat wird Gouverneur von Amiens oder von einer andern selbst zu wählenden Festung, z. B. von Blaye.«

»In Blaye ist der Herzog von Saint-Simon, der sich nicht leicht vertreiben läßt.«

»Der Prinz von Condé ist allmächtig in Guienne,« entgegnete der Unbekannte.

»Gut, wir wollen's so annehmen; aber wenn der König, d. i. die Königin-Regentin, die Bestätigung verweigert?«

»Der Herzog von Orleans hat unbeschränkte Vollmacht.«

»Erlauben Sie, mein Herr, es ist hier ein Unterschied zu machen. Wenn Sie zugeben, daß ich dem Hofe geneigt bin, so bin ich den vom Herzoge unterzeichneten Patenten keinen Glauben schuldig.«

»Hier ist eine Anweisung auf vierzigtausend Livres auf Ihren Namen lautend und zahlbar bei dem Oberintendanten. Es gibt zehn Capitäne, die auf den Handel eingehen werden.«

»Es ist wahr; das ist also der Preis?«

»Sie nehmen es an, nicht wahr?«

»Was würde ich zu thun haben, wenn ich es annähme?«

»Geben Sie mir Ihr Ehrenwort, Herr Chevalier, daß die Sache unter uns bleiben wird, falls wir uns nicht verständigen.«

»Ich schwöre es Ihnen.«

»So hören Sie. Der Cardinal Mazarin wird als das

einzige Hinderniß einer allgemeinen Verständigung betrachtet, man hat daher die Nothwendigkeit erkannt, sich seiner Person zu bemächtigen.«

»Aber Se. Eminenz ist außerhalb Frankreichs, zu Bouillon, wenn ich nicht irre, ein paar Meilen von Sedan —«

»Er ist der Königin noch zu nahe. Sie müßten sich also mit zwanzig, dreißig oder noch mehr entschlossenen Leuten nach Bouillon oder einer andern zu bezeichnenden Stadt begeben und Mazarin gefangen nehmen.«

»Das wäre sehr gewagt!«

»Weniger als Sie glauben. Der Cardinal soll täglich fast allein im Ardennenwalde spaziren gehen.«

»Und was soll geschehen, wenn Se. Eminenz verhaftet sein wird?«

»Man hat ihn nur dem Gouverneur der Bastille zu übergeben.«

»Mein Herr,« sagte d'Artagnan aufstehend, »die Sache ist wohl zu erwägen.«

»Der Prinz wünscht aber eine schleunige Antwort.«

»Kann er nicht bis morgen warten?«

»Wenn's durchaus sein muß, so wird Se. Hoheit warten, aber —«

»Wenn's Ihnen gefällig ist, so kommen Sie morgen Mittag,« sagte der Chevalier freundlich.

»Gut, aber ich habe Ihr Wort.«

D'Artagnan begleitete den Unbekannten an die Thür, dieser hüllte sich wie Besmaux in seinen Mantel und ging fort.

Der Chevalier ging verstimmt in sein Zimmer und kleidete sich an.

»Dieser schwarze Vogel,« sagte er zu sich, »macht mir den Antrag, den Cardinal gefangen zu nehmen. Ich wette, daß mir Besmaux zugemuthet hätte, den Prinzen von Condé zu entführen. Mir ist Alles recht, wenn ich nur auf der Seite des Königs bleibe — Condé scheint den Herzog von Guise spielen zu wollen. Und sein Bruder wird es, trotz seinem Buckel, zum allerwenigsten auf die Tiara abgesehen haben. — Ein Krieg mit dem Auslande wäre mir lieber; im Bürgerkriege erringe ich nie den Marschallsstab. — Das arme Frankreich! wie an ihm gezehrt wird!«

* * *

Unterdessen ging der Unbekannte vorsichtig die Treppe hinunter und trat in den dunklen Hausgang.

Mitten in diesem Gange lag ein weißlicher Gegenstand auf der Erde und erregte seine Aufmerksamkeit. Er bückte sich, um ihn aufzunehmen.

Es war ein Papier, das er vorsichtig auseinander faltete, denn es schien mürbe und abgenutzt. Er warf einen Blick darauf, lächelte und machte Miene umzukehren; aber er besann sich, steckte das Papier in die Tasche und verließ das Haus.

An der Notredamebrücke wurde er von dem jungen Menschen angeredet, den wir unter dem Namen Louis Vigé kennen gelernt haben; aber er war so in Gedanken vertieft, daß er ihn anfangs nicht sah. Es ist indeß wahrscheinlich, daß seine Gedanken mit denen des jungen Menschen einen Berührungspunkt hatten, denn er nahm ihn recht freundlich auf.

»Sie sagten, Vetter, daß ich Sie hier erwarten sollte,« erinnerte Vigé, ihn anstoßend.

»Ja. Hat der Chevalier bezahlt?« fragte der Unbekannte.

»Hier ist das Geld,« antwortete Vigé und zog seinen Geldbeutel aus der Tasche.

Der Andere vermochte sein Erstaunen nicht zu unterdrücken und prüfte mißtrauisch das Gewicht des Beutels.

»Er hatte zweitausend Livres zu seiner Verfügung? das ist nicht wahrscheinlich!« sagte er.

»Warum nicht, lieber Vetter?«

»Dann haben Sie also den Schein nicht—«

»Was denn?«

»Nichts, nichts,« erwiederte der Unbekannte, der kein Andererwar als der Parlamentsadvocat Barada, der im Namen seiner Frau, der Erbin Montigré's, den Empfang des Geldes auf dem Schuldschein bestätigt hatte.

Bei diesen Worten zog er Vigé mit sich fort.

»Dies ist aber nicht der Weg zum Justizpalast,« sagte dieser, sichtlich unruhig.

»Ich gehe heute nicht hin—und Sie auch nicht, Louis; ich brauche Sie.«

»Aber mein Procurator—«

»Louis, ich habe Ihnen einen Auftrag zu geben, der Ihnen angenehmer sein wird, als das abgeschmackte Gekritzel bei Maître Tiphaine Désormaux.«

»Ich gestehe Ihnen, Vetter, daß ich kein großes Vergnügen daran finde.«

»Sie müssen morgen nach Bordeaux reisen.«

»Morgen?« erwiederte Vigé erstaunt.

»Ja, es muß sein.«

»Und Sie?«

»Ich werde mit meiner Frau spätestens in acht Tagen

abreisen. Aber die Sachen werden drüben immer verwickelter, und die Prinzen haben eine Nachricht nach Bordeaux zu befördern.«

»Ich will schon der Bote sein; aber die Reise allein zu machen, ist doch sehr langweilig — zumal da ich hoffte, Sie und Gabriele zu begleiten.«

»Es steht Ihnen ja frei, in Paris zu bleiben, wenn Sie anderweit in Anspruch genommen sind.«

»Ich will abreisen, lieber Vetter!« antwortete Vigé sehr zuvorkommend; »aber —«

»Nun, was wollen Sie sagen?« fragte Barada, den Vigé beim Arme festhielt.

»Wohin gehen wir jetzt?«

»Zu mir, in die Ludwigsstraße.«

»Aber um diese Zeit,« sagte Vigé verlegen. »Maître Desormaux hatte mich in den Justizpalast beschieden — es handelt sich um eine sehr wichtige Sache. Ich glaube, es wäre besser —«

»Louis, Staatsangelegenheiten sind wichtiger als alle Prozesse.«

»Staatsangelegenheiten? Es scheint mir, Maître Barada, daß Sie ihnen seit einiger Zeit große Opfer bringen.«

»Das ist möglich, aber ich habe einmal angefangen. Es geht immer so im politischen Leben. Uebrigens habe ich die Gewißheit, nicht hinters Licht geführt zu werden, und das ist schon etwas. Man hat mir förmliche Versprechungen gemacht, und ich kann Ihnen im Vertrauen sagen, daß ich die Stelle eines Parlamentsrathes in Bordeaux, für die ich scheinbar fünfzigtausend Livres biete, umsonst bekommen werde.«

»Umsonst? Nicht möglich!«

»Es ist so, wie ich Ihnen sage.«

»Das freut mich, aber wir wollen doch lieber umkehren, Vetter. Maître Desormaux wird ungeduldig, er ist eben kein Muster von Geduld.«

Vigé suchte Barada fast mit Gewalt zur Umkehr zu bewegen. Dieser hatte bis dahin seine Hast und Verlegenheit nicht beachtet, nun aber stand er still und sah ihn scharf an.

»Was geht denn mit Ihnen vor?«

»Mit mir?« stammelte Vigé.

»Ja wohl, Sie halten mich beim Arm und sind zerstreut. Haben Sie etwa eine Schelle an der Zungenspitze, oder sinnen Sie auf einen Reim?«

»Gott bewahre!«

»Nun, so lassen Sie Ihre Träumereien, oder ich gehe allein, denn Sie sind unausstehlich.«

»Sie wollen nach Hause gehen, Vetter?«

»Allerdings.«

»Ich gehe mit,« sagte Vigé, der einen raschen Entschluß gefaßt zu haben schien.

Beide gingen schnell weiter und kamen bald in die Ludwigsstraße. Barada bewohnte ein hübsches Haus mit einem großen Garten.

* *
*

Wir verlassen die beiden Vettern eine Weile, um Champagne zu folgen, der eine halbe Stunde vorher mit seinem Korbe ausgegangen war, um Mundvorrath zu erobern. Die Sache war keineswegs ganz leicht, denn der Credit war seit

einiger Zeit beträchtlich geschmälert. Er nahm seinen Weg daher zuerst in die Altstadt, wo der größte, wenn auch nicht härteste Gläubiger wohnte.

Herr Pluchet, derselbe, der Tags vorher als Commandant einer Bürgerpatrouille dem Chevalier am Thore Saint-Honoré zu Hilfe gekommen war, hatte ein Gasthaus in der Hauptstraße der Altstadt und führte das Schild zur »goldenen Flasche«. Dieses Haus ist noch jetzt vorhanden und in seinem frühern Styl ausgebaut. Es stand nicht unmittelbar an der Straße, sondern hatte einen mit Rosenstöcken und Geisblatt bepflanzten kleinen Vorgarten, unter dessen schattigen Lauben die Gäste zechten.

Pluchet war ein ehrenwerther, von seinen Mitbürgern geachteter Mann. Er hatte zwanzig Jahre vorher das Gasthaus eröffnet und bald viele Gäste bekommen. Das Geschäft war schon in den ersten fünfzehn Jahren durch Ordnung und gute billige Bedienung ungemein emporgekommen, denn Pluchet verstand die Wirthschaft vortrefflich; aber seit fünf Jahren hatte der Wohlstand, der nach der Behauptung der Nachbarn oder Neider durch den Tod der Hausfrau leiden sollte, in außerordentlichem Maße zugenommen.

Es war dem braven Manne einmal beschieden, daß die Frauen zu seinem Wohlstande wesentlich beitragen sollten, denn die zweite Madame Pluchet, die er als Lebensgefährtin und Gehilfin wählen zu müssen glaubte, brachte der »goldenen Flasche« viele neue Gäste zu.

Sie war zweiundzwanzig Jahre alt, üppig von Wuchs und blühend von Gesicht. Man hielt sie für gefallsüchtig, da sie sich gern putzte und die damalige Mode der allzu tief ausgeschnittenen Kleider mitmachte. Ihr Stumpfnäschen und ihre feurigen Angen waren in der That unwiderstehlich,

und sie hätte den gewählten Putz und Flitterstaat wohl entbehren können.

Es versteht sich, daß die »goldene Flasche« stark besucht wurde, und daß daselbst Cavaliere unter den Gästen waren; zumal in der heißen Jahreszeit, denn man fand dort immer in Eis gekühlte Getränke und ein freundliches Gesicht.

Pluchet hatte zuweilen wohl seine melancholischen Stunden, denn er war nicht mehr jung und sein Bauch nahm an Umfang zu, während sein Schädel immer leerer wurde; aber er wußte sich mit den reichlich eingehenden Goldthalern zu trösten, die ihn in Stand setzten, von Zeit zu Zeit in der Nähe von Perpignan, wo er seine alten Tage zu verleben gedachte, ein Grundstück anzukaufen.

Der Diener d'Artagnan's trat in den kleinen Vorgarten, als die beiden Ehegatten sich zankten, ohne sich viel um die in den Lauben sitzenden Gäste zu kümmern. Der Streit schien lebhaft, obgleich die junge Frau die Bemerkungen ihres Herrn und Meisters nur lachend beantwortete; aber eben diese Heiterkeit steigerte den Zorn Pluchet's zur höchsten Wuth.

»O, ich bitte Sie, Maître Pluchet,« sagte Champagne, mit seinem holdseligsten Lächeln vortretend, »halten Sie Frieden.«

»Was gibt's?« fragte der Wirth, indem er sein kirschrothes Gesicht dem Ankommenden zuwandte.

»Ich sage, lieber Herr Pluchet, daß der Zorn der Gesundheit schadet, und daß es ein himmelschreiendes Unrecht ist, mit einer so hübschen Frau, wie die Ihrige, zu zanken.«

»Was kümmert's Euch?«

»Wahrhaftig, Sie könnten lange suchen, ehe Sie so ein Weibchen fänden.«

»O ja wohl!« erwiederte Pluchet mit einer Geberde der Verzweiflung, welche seiner Ehehälfte ein neues herzliches Gelächter entlockte.

Die Wirthin nahm dem Bedienten recht zuvorkommend den Korb ab; aber Pluchet stürzte auf sie zu und faßte den Korb.

»Was willst Du thun?« fragte er.

»Ich vermuthe, daß Champagne wie gewöhnlich für seinen Herrn zu essen holen will.«

»Du sollst ihm nichts geben!«

»Wie, ich soll ihm nichts geben?«

»Nein, und überdies habe ich mich über den Herrn Chevalier sehr zu beklagen.«

Die schöne Wirthin erröthete sehr bedeutend und ließ den Korb los.

»In wiefern denn?« fragte Champagne, der ihr beistehen zu müssen glaubte.

»Er brachte mich gestern Abends in große Verlegenheit. Er hatte das Losungswort nicht und erzwang den Eintritt in die Stadt. Ihr waret dabei, Champagne, und wißt, welche Verantwortung ich hatte,« setzte der dicke Mann hinzu, indem er die Backen aufblies und den Bauch so weit wie möglich vorstreckte.

»Der Herr Chevalier hat seine Strafe dafür bekommen,« antwortete der schlaue Champagne mit weinerlichem Tone; »denn er ist von den verteufelten Spaniern verwundet worden.«

»Verwundet!« sagte Frau Pluchet erblassend.

»Ja, Madame, und zwar sehr gefährlich,« glaubte der treue Diener hinzusetzen zu müssen.

»Geschwind den Korb her, Pluchet! Ich will dem Herrn Chevalier etwas Gutes auswählen.«

Die besorgte Wirthin nahm ihrem Manne den Korb aus der Hand und trug ihn in die Küche.

»Ist es wirklich wahr, Champagne, daß der Herr Chevalier verwundet ist?« fragte der Wirth besänftigt.

»Nur zu wahr, Herr Pluchet!«

»Aber er ist doch nicht in Gefahr?«

»O nein, Gefahr ist glücklicherweise nicht vorhanden.«

»Glaubt Ihr nicht, lieber Champagne, daß es Zeit sei, ihn an die kleine Rechnung zu erinnern?«

»Der Herr Chevalier wird sehr bald zahlen, darauf können Sie sich verlassen,« antwortete Champagne mit zuversichtlichem Tone.

»O! ich zweifle gar nicht daran,« erwiederte der Wirth mit einem Tone, der ziemlich starken Zweifel ausdrückte; aber Champagne bemerkte es nicht; er erwiederte:

»Der Herr Chevalier hat heute ein exemplarisches Leben angefangen, und ich will Ihnen auf der Stelle einen glänzenden Beweis davon geben. Der Herr Chevalier hat, so weit mir wenigstens bekannt ist, in seinem Leben nur einen Schuldschein ausgestellt, und zwar vor eilf Jahren. Denken Sie, vor eilf Jahren! Diesen Schuldschein hatte er ganz vergessen —«

»Das glaube ich wohl. Eilf Jahre! Die Schuld ist sogar verjährt, und er hätte, streng genommen, das Recht die Zahlung zu verweigern.«

»Nein,« entgegnete der treue Diener mit stolzer Entrüstung, »der Herr Chevalier d'Artagnan hält mehr auf

seine Unterschrift, als Sie glauben. Sein Name: Charles d'Artagnan ist seine Ehre; er ist ja keine knickerige Krämerseele!«

»Sehr gut, Champagne!« sagte Madame Pluchet, die den sehr appetitlich duftenden, mit einer Serviette bedeckten Korb brachte; das nenne ich Ehrgefühl!«

Pluchet schien zu bereuen, daß er Zweifel in die Ehrlichkeit eines Mitmenschen gesetzt; denn er selbst war ein grundehrlicher Mann.

»Sie müssen wissen,« setzte Champagne hinzu, »daß der Herr Chevalier diesen Morgen einen Schuldschein in blanken Louisd'or gezahlt hat, und der Schuldschein lautete auf zweitausend Livres!«

»Was, er hat diesen Morgen zweihundert Pistolen gezahlt?« sagte Pluchet zweifelnd.

»Wie ich Ihnen sage, und ich will's Ihnen beweisen. Ich habe den Schuldschein bei mir; er ist sogar von einem Notar quittirt.«

Bei diesen Worten suchte Champagne in der Seitentasche seines Kittels, dann in den Hosentaschen, dann im Hut, aber vergebens. Er fing die Durchsuchung noch einmal an, denn er hatte mindestens ein halbes Dutzend Taschen, und bei jeder Erfolglosigkeit nahm sein Gesicht eine immer höhere Röthe an, und der Schweiß rann ihm von der Stirne.

»Ach mein Gott!« sagte er, plötzlich erblassend und seine durch das Rockfutter geschobene Hand zeigend, »meine Tasche — meine Tasche hat ein Loch!«

Pluchet lächelte.

»Sie glauben mir nicht, Herr Pluchet! Es ist aber

doch wahr, und Ihr Zweifel ist eben so beleidigend für die Ehre meines Herrn, wie für die meinige!«

»Ich bin ein Geschäftsmann,« sagte der Wirth, sich in die Brust werfend; »was Ihr außer meinem Hause thut, kümmert mich nicht. Es ist mir gleichgiltig, ob der Herr Chevalier seine Schuldscheine einlöst oder seine Unterschrift abläugnet, aber was er mir schuldig ist —«

»Sprich doch nicht von der Rechnung,« unterbrach die junge Frau; »der Herr Chevalier ist verwundet, man muß ihn jetzt nicht behelligen.«

»Wie, er schuldet mir mindestens dreihundertfünfzig Livres, und ich soll nicht davon sprechen? Es ist doch ein hübsches Sümmchen!«

»Man ist Ihnen dreihundert Livres schuldig,« sagte Champagne mit dem gebieterischen Tone eines Generalintendanten; »schreiben Sie also Ihre Quittung in gehöriger Form, man wird Sie bezahlen.«

Der brave Bursch zog einen ledernen Geldbeutel hervor, schüttete einen Haufen klingender Thaler auf den Tisch und fing sogleich an zu zählen.

»Champagne, ich will nichts! hören Sie wohl?« sagte Madame Pluchet.

»Ich weiß wohl, Madame, daß Sie zartfühlend sind; aber Herr Pluchet ist sehr grob gegen uns. Ich will ihm mit diesen Thalern das Maul stopfen.«

»Nein, ich gebe es nicht zu —«

»Und ich willige ein und nehme,« sagte der Wirth »zur goldenen Flasche,« und nahm aus einem Gebetbuch einen Zettel, um die Quittung darauf zu schreiben.

»Sie werden hoffentlich nichts dagegen haben, Maitre Pluchet,« sagte Champagne, »wenn mein Herr einem an-

dern Gasthause seine Kundschaft zuwendet. Hier in der Nähe ist der »rothe Schild«.

Frau Pluchet schrie laut auf, nahm ihrem Manne die Quittung aus der Hand, zerriß sie und sagte mit dem Ausdruck beleidigter Würde:

»Champagne, nehmet das Geld mit! Mein Mann hat die Ehrenhaftigkeit des Herrn Chevalier d'Artagnan nie in Zweifel gezogen.«

»Ich habe es ja gar nicht gesagt,« sagte Pluchet, der auf einmal durch den ungewohnten Zorn seiner sanften Ehehälfte ganz eingeschüchtert ward.

»Pfui! es ist schmählich! der Herr Chevalier ist dein Landsmann.«

»Ich bin aus der Landschaft Roussillon.«

»Das ist ganz gleich! Ein junger Mann, der allen seinen Landsleuten so viel Ehre macht und einst zum allerwenigsten Herzog und Marschall von Frankreich wird!«

»Liebe Etiennette, ich will's nicht in Abrede stellen, aber bedenke doch —«

»Champagne, mein Mann bedauert seine Uebereilung,« sagte die junge Frau zu dem Diener, der, sehr erfreut über die Wendung, welche die Sache nahm, seine Thaler schnell wieder in den Beutel gesteckt hatte; »und zum Beweise seiner versöhnlichen Gesinnung wird er dem Herrn Chevalier zwölf Flaschen von dem Roussillon schicken, den er so gern trinkt.«

»Weib, Du ruinirst mich!« murrte der arme Pluchet ganz verblüfft.

»Ich bin mehr als Du selbst um deinen guten Ruf besorgt. Du bedenkst nicht, daß Du zumal mir die Ehren

und Würden verdankst, mit denen dein unwürdiges Haupt überschüttet wird!«

»O weh!«

»Hat Dich nicht der Herr Coadjutor aus Rücksicht gegen mich zum Capitän einer Milizcompagnie ernannt?«

»Sehr wohl, liebe Etiennette, aber —«

»Du scheinst zu vergessen, daß jetzt die Stunde der Parade ist, und daß Du im Stadthause erscheinen mußt. Du wirst zu spät kommen.«

»Das ist wahr!« sagte der Wirth und ging mit martialischer Haltung in die Gaststube, um ein an der Wand hängendes großes Rapier umzuschnallen.

»Jetzt nehmen Sie den Korb mit, Champagne,« sagte Frau Pluchet; »es sind Sachen darin, die kalt werden.«

Champagne ließ sich das nicht zweimal sagen, er eilte, obschon den verlornen Schuldschein auf der Erde suchend, in die Rue des Arcis zurück. Er hielt es jedoch für überflüssig, dem Herrn Chevalier diesen Unfall zu erzählen: er wollte ihm einen Verdruß und sich selbst eine derbe Strafpredigt ersparen.

Er deckte den Tisch, und als der Chevalier, sehr zufrieden mit der Wahl der Speisen, eben seine Mahlzeit begann, wurde wieder an die Thür geklopft.

»Es ist heute Besuchtag!« sagte Champagne verdrüßlich und ging hinaus um die Thür aufzumachen.

Es war ein höchst angenehmer Besuch. Madame Pluchet erschien, und hinter ihr ein Kellner mit einem Korbe, aus welchem zwölf Flaschen ihre ehrwürdigen Häupter hervorstreckten.

»Da ist der angemeldete Roussillon!« sagte sie und trat ohne Zögern in das Zimmer des Lieutenants.

»O, welche schöne Ueberraschung!« sagte d'Artagnan. »Liebe Madame Pluchet, wie schön und liebenswürdig sind Sie diesen Morgen!«

Frau Pluchet ließ die Flaschen auspacken und schickte den Kellner fort.

»Champagne,« rief d'Artagnan seinem Diener zu, »ein Besteck für Madame Pluchet! — denn Sie werden mir doch das Vergnügen machen, schöne Dame?« setzte er galant hinzu.

»Ich weiß wirklich nicht, Herr Chevalier, ob ich —« erwiederte sie sich zierend.

D'Artagnan schlang seinen Arm um die Taille der reizenden jungen Frau und drückte ihr einen Kuß auf den Schwanenhals.

Diese Kriegserklärung machte dem Sträuben der schönen Wirthin schnell ein Ende.

Sie nahm die Einladung lachend an.

»Liebe Madame Pluchet, ich habe diesen Morgen eine alte Schuld bezahlt, und ich sagte, es müsse mir Glück bringen. Caramba! meine Prophezeiung ist eingetroffen. — Jetzt zu Tische!« —

VI.

Der Salon der Madame Barada.

Der Hof des kleinen Hotels, in welchem Barada mit seinem Vetter Vigé erschien, war fast ganz mit Dienerschaft angefüllt; am meisten aber wurde die Aufmerksamkeit der beiden Ankommenden durch eine vor der Außentreppe haltende Kutsche gefesselt. Das Wappen, welches an dieser Kutsche prangte, ließ über den Stand des Besuchers keinen Zweifel.

»Sollte der Prinz von Conti hier sein?« sagte Barada erstaunt, aber mit einer Gleichgiltigkeit, die in dem Gesichte seines Vetters die ihm vermuthlich natürliche Heiterkeit wiederhervorrief. Vigé, der seit einer halben Stunde sehr unruhig und verstimmt gewesen war, ging lustig und ziemlich viel Geräusch machend hinter Barada die Treppe hinauf.

Aber auf der Treppe erschien eine flinke Zofe, und verschwand mit der Behendigkeit eines Eichhörnchens, nachdem sie einen flüchtigen Blick auf die Ankommenden geworfen hatte.

Fünf Minuten nachher trat Barada in den Empfangsalon, wo der Prinz von Conti an einem kleinen Tische schrieb, während Madame Barada am Camin saß und stickte.

»Prinz, da ist Herr von Barada,« sagte die Dame.

»Ich schrieb eben an Sie, lieber Barada. Ich suchte Sie schon im Justizpalast, ohne Sie zu finden; daher glaubte ich Sie zu Hause zu treffen. Nun, haben Sie ihn gesprochen?«

»Wenn Eure Hoheit sich in mein Cabinet bemühen wollen, so werde ich die Ehre haben, Ihnen von meiner Sendung Rechenschaft zu geben.«

»Sehr gern,« antwortete der Prinz, »denn es ist sehr warm in diesem Salon.«

»Entschuldigen Eure Hoheit; meine Frau ist aus Neapel gebürtig und hat immer in Bordeaux gewohnt, wo es viel wärmer ist als in Paris.«

»Wir wollen hoffen, daß Sie bald wieder nach Bordeaux gehen werden, Madame. Ihr Gemal wird die ihm versprochene Stelle in Kurzem erhalten; aber wenn sich die Verhältnisse nicht binnen einigen Tagen ändern, so ist es sehr möglich, daß ich ebenfalls, und zwar früher als mein Bruder will, dort eintreffen werde.«

»Wirklich! Sie wollen abreisen, Prinz?«

»Glauben Sie nicht, daß ich sehr unzufrieden sei; ich finde ja bei Ihnen einen schönen Trost.«

»Nehmen etwa die politischen Verhältnisse eine schlechte Wendung?«

»Sie sind zu schön, als daß Sie etwas von Politik verstehen könnten. Genug, die Bordelesen sind brave Leute, unter denen wir, mein Bruder und ich, eifrige Freunde finden werden, wenn uns die Pariser verlassen.«

»Mein Gott! wäre es so weit gekommen!«

»O nein! aber man gewinnt sie so leicht mit schönen Worten und Festlichkeiten—«

»Aber der Cardinal Mazarin ist nicht mehr da, um

die Leute mit schönen Worten zu täuschen, und ich glaube, daß er nicht tausend Pistolen in der Casse für Lustbarkeiten zurückgelassen hat.«

»Das ist wahr, aber er athmet wieder auf, und so lange er lebt, wird er mir immer Sorgen machen.«

»Die Verbannung dieses Staatsmannes scheint Eurer Hoheit nicht zu genügen?«

»Verzeihen Sie, liebe Dame, daß ich Sie mit diesen Erbärmlichkeiten langweile,« fuhr der Prinz fort und küßte der Hausfrau mit scheinbarer Ehrerbietung die Hand. »Aber mein lieber Barada hat mir wichtige Mittheilungen zu machen; werden Sie daher nicht böse, daß ich mich so bald entferne.«

Der Prinz und Barada verließen den Salon, ohne daß die Dame aufstand, um die Verbeugung Sr. Hoheit zu erwiedern.

Dieser Verstoß gegen die Etikette entging ihrem Gemal wahrscheinlich nicht; dem Vetter Louis Vigé, der dem Advocaten in den Salon gefolgt war, entlockte er einen tiefen Seufzer.

»Ei, sind Sie auch da, Louis!« sagte sie mit der Gleichgiltigkeit einer Creolin.

Frau von Barada war zweiundzwanzig Jahre alt. Sie war sehr brünett, und aus ihrem schwarzen Auge leuchteten die Blitze der Leidenschaft. Die vollendet schönen, üppigen Formen der schlanken Brünette erinnerten an die wundervollen Bilder, welche uns die Maler aus der Renaissance hinterlassen haben, und ihre blendende Schönheit erregte Bewunderung, zuweilen sogar Erstaunen.

Gabriele von Montbarey war die Tochter eines alten, in Guienne ansäßigen Edelmannes, der in Armuth starb,

und nur von der Freigebigkeit eines Waffenbruders, des Herzogs von Epernon, gelebt hatte. So wurde sie im Alter von zehn Jahren eine Waise und war eigentlich schutzlos, denn der alte Herzog stand im schlechtesten Rufe.

Gabriele, die mit ihrem Vater aus Neapel nach Bordeaux gekommen war, wurde nach dessen Tode in einem Kloster erzogen. Der Advocat Barada hatte den Auftrag, die Auszahlung eines Vermächtnisses zu betreiben, welches eine vornehme Neapolitanerin dem Kinde ausgesetzt hatte; er ging häufig in das Kloster, wo Gabriele erzogen wurde; ihre Schönheit entwickelte sich so überraschend schnell, daß Barada für angemessen hielt, diese zarte Blume nicht im Kloster verwelken zu lassen, sondern der Welt zurückzugeben.

Seine schöne Handlung war vielleicht auf Rechnung verborgener Absichten und künftiger Speculationen zu schreiben, denn Barada, der uneheliche Sprößling eines alten spanischen Edelmannes, besaß gar kein Vermögen; aber die Bezahlung des Legates war sehr ungewiß, und da Gabriele, trotz ihrer Schönheit wahrscheinlich genöthigt sein würde, den Schleier zu nehmen, so sah es der ganze Adel von Guienne sehr gern, daß der Advocat sich mit ihr vermälte und ihr dadurch eine Stellung in der Gesellschaft gab.

In Folge dieser Heirat, denn die Montbarey waren von sehr altem Adel, fand der Advocat, dessen Aeußeres fast abschreckend und dessen Adel zweifelhaft war, Zutritt in den besten Häusern der Provinz. Die Prozesse mehrten sich, und so wurde er bald einer der berühmtesten Sachwalter zu Bordeaux. Aber die Unterhaltungen und Festlichkeiten hatten keinen Reiz für diesen rastlosen Geist; er erschien nur bei feierlichen Gelegenheiten und überließ seiner Frau die Sorge, ihn bei der vornehmen Welt in Erinnerung zu brin-

gen. Ein Jahr nach seiner Verheiratung begab er sich plötzlich nach Paris, denn er meinte, nur in der Hauptstadt könne sein Ehrgeiz ein weites Feld finden.

Es versteht sich, daß er seine Frau mitnahm; sie war ihm durch ihre Klugheit und ihren feinen Tact sehr nützlich, obgleich er ihr persönlich ziemlich gleichgiltig war.

Barada hatte für das Parlament und gegen den Hof Partei genommen, und nach einigen wesentlichen Diensten, die er ihnen geleistet, hatten sich die Prinzen, zumal der Prinz von Conti, als die wärmsten Gönner dieses thätigen Mannes erklärt.

»Nun, Louis, haben Sie mir heute neue Gedichte vorzulesen?« fragte Gabriele den Vetter, der jedesmal wenn er bei seiner Cousine war, anfangs versteinert schien, und erst allmälig seine Fassung wieder bekam.

»Nein, heute nicht, Cousine.«

»Warum nicht? Sie sind ja mein Hauspoet.«

»Cousine, man ist nicht immer in der Stimmung, harmonische und gedankenreiche Verse zu machen, es bedarf dazu gewisser Eindrücke und das Herz muß von tiefem Schmerz durchdrungen sein, oder wenigstens eine kleine Freude haben.«

»O, was fehlt Ihnen denn, Vetter?«

»Seit gestern Früh hatte ich eine unüberwindliche bange Ahnung; seit einer halben Stunde ist mir die Ursache derselben klar geworden.«

Louis Vigé war der Sohn einer in Folge der Religionskriege verarmten Cousine. Gabriele war ihm von Herzen gut, obgleich den zärtlichen Gefühlen, welche sie bei ihm vermuthete, keineswegs zugänglich. Sie hatte sich gewöhnt, ihn bald als Bruder, bald als Spaßmacher zu behandeln;

denn ungeachtet seiner poetischen, träumerischen Stimmung hatte er zuweilen tolle Einfälle, die ihr viel Spaß machten.

»Ahnungen! Sie haben Ahnungen, Louis! — Sie, der unabhängigste, sorgloseste Mensch, den ich kenne!«

»Wer kann sich dessen erwehren? Vorgestern ging ich auf Zureden der andern Schreiber zu den Porcherons, — es ist eine Kneipe, wo sich Sonntags Ladenschwengel, Grisetten und Lakeien unterhalten; — man gab mir einen abscheulichen Krätzer zu trinken, offenbar um mich zu berauschen; aber diese Absicht wurde trotz meines erregbaren Naturells nicht erreicht; ich war den ganzen Abend verstimmt und wurde von den hübschesten, schalkhaftesten Grisetten geneckt.«

»Sie waren nicht zum Trinken aufgelegt,« sagte Gabriele lachend.

»Ah, Gabriele, so etwas ist nicht zum Lachen! — Wissen Sie wohl, daß man zuweilen daran stirbt? — Man hat viele Beispiele —«

»Armer Louis, Sie müssen wirklich einen großen Kummer haben, denn ich finde Sie heute sehr langweilig.«

»Es steht mir ein Unglück bevor, Gabriele, denn für mich ist es ein Unglück.«

»Sie würden mir Angst machen, Louis, wenn Ihr Gesicht nicht so drollig wäre.«

»Wie kann man einen ehrlichen Menschen so verspotten?«

»Sagen Sie, was fehlt Ihnen?«

»Ach, liebe Cousine, das Unglück ist, daß ich Paris verlassen muß.«

»Was liegt denn daran?«

»Wie, was daran liegt? Es ist ja, als ob ich mir

selbst die Augen ausstechen müßte. Was soll drüben aus mir werden?«

„Wo denn? — in Cochinchina?«

»In Bordeaux.«

»Ich rüste mich schon ziemlich lange zur Rückkehr nach Bordeaux, Herr Vetter, und mache trotzdem kein so langes Gesicht wie Sie.«

»Ich werde fern von Ihnen sein, Cousine, — von Ihnen, die Sie das Licht meiner Augen, die erste Bedingung meines Daseins sind! Sie wissen ja, daß ich nur da leben kann, wo Sie sind.«

»Beruhigen Sie sich, schmachtender Schäfer, ich werde Ihnen bald folgen.«

»Süße Hoffnung! Aber Sie werden gestehen, daß Sie lieber in Paris bleiben möchten, wo es Ihnen nach der Rückkehr des Hofes an Festlichkeiten und Unterhaltungen nicht fehlen wird.«

»Ich verstehe es, aber Barada ist nicht reich, und man findet nicht alle Tage eine Parlamentrathsstelle umsonst.«

»Cousine, Ihr Gemal spielt ein sehr gefährliches Spiel. Wissen Sie wohl, daß er in's Gefängniß kommen, gerädert oder gehängt werden kann?«

»Das ist seine Sache!« erwiederte Gabriele lachend.

»Ach, Gabriele! —«

»Was gibt's noch?«

»Der Prinz von Conti war vorhin allein mit Ihnen, und er soll, trotz seines etwas ausgewachsenen Rückens, sehr galant sein.«

»Louis, Sie verstehen nichts von Politik.«

»Also befiehlt Ihnen die Politik cokett zu sein, ein großes Haus zu machen, zahlreiche Dienerschaft zu haben?

Hm, ich glaube, daß Ihr Herr Gemal bedeutende Schulden macht, und daß ihm seine Rathstelle theuer zu stehen kommen wird. Denn im Grunde hat Barada keine sechstausend Livres Einkünfte, und so viel ich weiß, haben Sie die hunderttausend Livres, welche Ihnen die Gräfin von Bernelli vermachte, nicht erhalten. — Sehen Sie, Cousine, ich weiß mich in diesem Labyrinthe nicht zu finden, es wird mir bange.«

Gabriele reichte dem armen Vetter die Hand. Louis küßte sie mit der Ehrerbietung, welche die kleinen Mädchen dem Ringe des Herrn Coadjutors erwiesen, wenn sie ihm begegneten und ihn bei guter Laune fanden.

»Ich sage Ihnen noch einmal, Louis, Sie verstehen nichts von Politik. — Machen Sie Gedichte, lieber Freund, reimen Sie die feindlichsten und seltsamsten Wörter der Sprache zusammen, aber versuchen Sie nicht, in die dunklen Schlünde hinabzusteigen, die der Ehrgeiz aufthut; Ihr Blick könnte dadurch erschreckt, Ihr reines Gemüth besudelt werden.«

»Ach, Gabriele, wenn Sie mich liebten, wie ich Sie liebe! — es würde dann für Sie keine Finsterniß, sondern wunderherrliche Träume und paradiesische Freuden geben!«

»Sie sind ein Thor! — Sie wissen ja, Louis, daß mein Herz kalt wie Marmor ist und daß es noch nicht gekommen ist, das bevorzugte Wesen, welches ihm warmes Gefühl einflößen soll.«

»Ach, Cousine, den Mann würde ich umbringen, und wäre er ein Prinz von Geblüt!«

»Louis, ein Prinz wird es nicht sein; aber wenn je ein Mann von mir geliebt wird, so werden Sie ihn auch lieben.«

»Nein!«

»Sie haben mir noch nicht gesagt, was Sie in Bordeaux zu thun haben.«

»Das weiß ich nicht, es ist ein Plan Ihres duckmäuserischen Gemals.

»Und Maitre Désormaux?«

»Barada findet sich mit ihm ab. Uebrigens habe ich wenig Geschmack an Acten und Prozessen gefunden, und ich mußte mich zusammennehmen, um meine Concepte nicht mit Versen auszuschmücken, die in meinem Kopfe summten, und nur den Dunst der Schreibstube und den Actenstaub fürchteten.«

»Aber Sie müssen doch auf eine Stellung bedacht sein, lieber Louis —«

»Reden wir nicht davon, Cousine. Ich ging Ihnen zu Gefallen zu Maitre Désormaux, aber ich würde dort an Schwindsucht und Aerger sterben. Ich sehne mich nach freier Luft, nach Wiesen, Wäldern und rauschenden Bächen, nach den schäumenden Meereswogen, die sich am öden Strande brechen. Barada entreißt mich der dunstigen Schreibstube und schickt mich in die Welt. Ich freue mich. Vielleicht werde ich zu leiden haben, aber nur, weil ich fern von Ihnen sein werde; für das Uebrige wird Gott sorgen. Der Poet ist wie der Vogel: wenn er nicht singt, so stirbt er.«

In diesem Augenblicke kamen der Prinz von Conti und Barada wieder in den Salon. Vigé zog sich, wie gewöhnlich, in einen Winkel zurück, und wunderte sich schon, in dem Gesichte des Advocaten die deutlichen Zeichen einer tiefen Verstimmung zu sehen, als sich der Prinz zu ihm wandte.

»Treten Sie näher, junger Mann,« sagte er freundlich, »ich habe mit Ihnen zu reden.«

»Mit mir, Monseigneur?«

»Erlauben Ew. Hoheit,« sagte Barada, »daß ich über die bewußte Angelegenheit ein paar Worte sage.«

»Reden Sie.«

»Louis,« fragte der Advocat, »kennen Sie in der Vorstadt Saint-Honoré ein Wirthshaus, welches »les Haudriettes« genannt wird?«

»Ich glaube wohl, Vetter; warten Sie — hundert Schritte von dem Himmelfahrtskloster ist eine schmale Mauer, welche eine am Tage immer offene Thür hat. Diese Mauer scheidet die Straße von einem kleinen schattigen Garten, in welchem sich zwei oder drei Lauben mit Tischen und Bänken befinden. Hinter diesem Garten steht ein ärmlich aussehendes Haus, welches fast die ganze Breite des Grundstückes einnimmt. Dies ist das bewußte Wirthshaus.«

»Wissen Sie das gewiß, Louis?«

»O, ich kenne es recht gut. Aber es ist übel berüchtigt. Am Tage führt es wirklich den Namen »Haudriettes«, zur Erinnerung an die in dem nahen Kloster gegründete religiöse Genossenschaft; aber sobald die Nacht anbricht, ist es anders.«

»Es entzieht sich also der polizeilichen Aufsicht?« fragte der Prinz.

»Ja wohl, Monseigneur, es ist der Sammelplatz von Spielern und entlassenen Soldaten, welche die ganze Nacht darin zubringen. Es ist eine wahre Spielhölle.«

»Die Polizei,« sagte Barada lächelnd, »ist dieser interessanten Classe der Gesellschaft nicht sehr lästig.«

»Sie glauben also, daß die Stammgäste dieses Spielhauses triftige Gründe haben, sich einer allzu genauen Prü-

fung von Seiten der »Mouches« des Herrn Criminallieutenants zu entziehen?«

»Aller Wahrscheinlichkeit nach. Was sagen Sie dazu, Vigé?«

»Es ist auch meine Meinung, denn, wie ich höre, ist der Wirth gern bereit, bald die Straßenthür, bald die mit den Kellern eines Nachbarhauses in Verbindung stehende Thür seiner Vorrathskammer zu schließen oder zu öffnen.«

»Nicht wahr, der Wirth heißt Ricous?«

»Ja, Monseigneur, Ricous heißt er.«

»Und es wird die ganze Nacht gespielt?«

»Die ganze Nacht, — am meisten Basset.«

»Es ist gut. Sie reisen noch heute nach Bordeaux ab, wie mir Ihr Vetter sagt?«

»Ja, heute,« antwortete Louis mit einem Seufzer.

»Barada sollte Ihnen an Maitre Duretête, den Vorsteher der dortigen Fleischerzunft, ein Empfehlungsschreiben geben —«

»Ich kenne ihn, Monseigneuer; er wohnt, wenn ich nicht irre, in der Jamesstraße.«

»Das ist möglich; aber wir meinten, daß Ihnen ein Brief mehr schaden als nützen könnte, falls Sie von den Truppen Sr. Majestät angehalten würden.«

»Das ist wahr. Aber was habe ich denn in Bordeaux zu thun, Monseigneur?«

»Sie gehen zu Duretête; Sie sagen ihm, wer Sie sind und daß Sie in meinem Auftrage kommen, er wird Ihnen dann schon zu thun geben.«

»Dann, Monseigneur, habe ich also Aussicht, Fleischerknecht zu werden? Das ist eben nicht angenehm für einen

jungen Mann, der sich mit Literatur beschäftigt und mit Virgil, Horaz und Juvenal vertraut ist.«

»Monseigneur,« sagte Gabriele, »Herr Vigé ist ein Poet und ein Poet darf nichts Anderes werden.«

»Morbleu! man lasse mich doch ausreden! — Duretête wird ihn nach seinen Fähigkeiten beschäftigen. Sie haben zu diesem braven Manne, zumal wenn Sie mit ihm allein sind, nur die Worte zu sagen: In Paludate ist ein Schiff in Noth. Prägen Sie sich diese Worte wohl ein, sie sind ein nothwendiger Passirschein, ohne den Sie in große Verlegenheit kommen könnten.«

»Für einen Bordelesen ist es leicht zu behalten,« antwortete Vigé: »in Paludate ist ein Schiff in Noth.«

»Sehr gut,« erwiederte der Prinz, »und wenn Duretête fragt, wie die Stimmung in Paris sei, so sagen Sie was Sie wissen.«

»Ich weiß sehr wenig davon.«

»Sie sagen, der Cardinal Mazarin sei noch in Bouillon, zur größten Freude des Volks und der Bürgerschaft.«

»Aber es wäre doch —« sagte Vigé lächelnd.

»Reden Sie,« sagte der Prinz, der schon unruhig wurde, als der Poet stockte.

»Darf ich offen meine Meinung sagen, Monseigneur?«

»Allerdings.«

»Es wäre doch möglich, daß die Pariser heute über die Abwesenheit des Hofes nicht erfreut sind. Ew. Hoheit haben allerdings nur den Herrn Cardinal genannt, aber ist der Hof und Mazarin nicht eins? Ich spreche aus voller Ueber-

zeugung, Monseigneur, denn vorgestern war ich an einem sehr besuchten öffentlichen Orte, wo der Cardinal große Freude gehabt haben würde.«

Der Prinz von Conti wandte sich verdrießlich zu Barada.

»Man täuscht uns also!« sagte er.

»Nein, Monseigneur,« antwortete der Advocat; »aber ich hatte schon gestern die Ehre, Ihnen zu sagen, daß der Cardinal einiges Geld unter dem Volke vertheilen läßt. Die Sache ist ungewöhnlich und wird gut aufgenommen, denn man weiß, daß der Cardinal über Millionen zu verfügen hat.«

»Diese Gerüchte müssen widerlegt, den Umtrieben der Agenten ein Ende gemacht werden. — Wir wollen hoffen, daß diesen Abend — kurz und gut, junger Mann, gehen Sie gutes Muthes auf die Reise und bedenken Sie, daß Sie sich hier Gönner erwerben werden. Fragen Sie Barada, ob wir unser Freunde und Diener vergessen.«

»Armer Louis,« sagte Gabriele, »da sind Sie also mitten in die Politik hineingerathen!«

»Man thut was man kann, Cousine, um Monseigneur zufriedenzustellen.«

»Prinz,« sagte Gabriele, »Sie bürgen doch wenigstens für das Leben meines Poeten?«

»Ei, liebe Dame, glauben Sie denn, ich sei ein Menschenschlächter, wie mein Bruder?«

»O! der Diplomatie fallen oft mehr Menschen zum Opfer als in einer Schlacht.«

»Ich habe Ew. Hoheit noch ein wichtiges Geständniß zu machen,« sagte Vigé: »ich habe durchaus keine politische

Meinung und werde für keine Sache mein Leben opfern. Ich werde Niemand verrathen, aber ich werde Jedermann verlassen, sobald ich ein mir verdächtig scheinendes Wort höre, sobald ich eine Maßregel sehe, die mit meinem Gewissen nicht vereinbar ist. Dies ist mein Ultimatum.«

»Sie gefallen mir, junger Mann,« erwiederte der Prinz; »solche Aufrichtigkeit liebe ich.«

»Das freut mich, großer Prinz!«

Der Prinz von Conti runzelte die Stirn, denn bekanntlich war er klein und buckelig, aber glücklicherweise hatte Madame de Barada Geistesgegenwart genug, um dem Gespräch eine scherzhafte Wendung zu geben.

»Monsieur Tribulet,« sagte sie, »ich gebe alle Menschenkinder und vor Allen meinen Herrn Gemal Ihrer boshaften Zunge preis; aber Monseigneur ist mein Freund, das dürfen Sie nicht vergessen.«

Ueberdies suchte Gabriele durch einen vielsagenden Blick und ein holdseliges Lächeln den übeln Eindruck zu mildern, den Vigé's satyrische Antwort gemacht hatte. Der junge Mann machte einen krummen Rücken, wie ein erzürnter Kater, oder um die Haltung des Prinzen, der ihm im Wege stand, nachzuahmen, und zog sich murrend in einen Winkel zurück.

»Fürwahr,« erwiederte der Prinz lachend, »ich liebe die Narren, zumal wenn man sie zu Boten oder Vertrauten machen will.«

»Dieser wenigstens wird Sie nie verrathen, Prinz; er hat's Ihnen gesagt, und ich weiß was das Wort meines Vetters werth ist.«

Als der Prinz eben Abschied nehmen wollte, wurde die Prinzessin von Chevreuse gemeldet.

*

Die Tochter der vormaligen Vertrauten Anna's von Oesterreich war, wie man sagte, eine der besten Freundinnen des Cardinal von Retz und folglich eine erbitterte Feindin Mazarin's. Die Prinzen zählten sehr auf ihren Einfluß, um einer Sinnesänderung des Coadjutors vorzubeugen; sie fand daher eine sehr gute Aufnahme in diesem Salon, der so zu sagen der Brennpunkt des Hasses gegen den verbannten Minister war.

Der Prinz von Conti führte sie, sobald sie die Dame vom Hause begrüßt hatte, in einen Winkel und sprach leise mit ihr.

»Er kommt heute nach Paris, wenn er nicht schon da ist,« sagte er hastig.

»Wissen Sie das gewiß, Monseigneur?«

»Er ist in der vorletzten Nacht zu Pontoise auf dem Maskenball gesehen worden.«

»Ja, ich kenne die Geschichte, aber man hat Sie getäuscht, Monseigneur; die Maske, welche man für den Cardinal hielt, war ein Offizier, der ihn in Gang und Haltung sehr täuschend nachahmte.«

»Anfangs, ja, — aber meine Berichte sind genau. Er hat mit diesem Offizier das Costüm gewechselt, und aller Wahrscheinlichkeit nach war die Scene zwischen ihnen verabredet.«

»Sie haben den Offizier überwachen lassen?«

»Er ist zu schlau, um sich überlisten zu lassen. Aber der Coadjutor muß überwacht werden, das ist für jetzt die Hauptsache.«

»Das ist meine Sorge; aber es ist nicht zu verkennen, daß unsere Agenten uns um die Wette betrügen; es scheint fast, daß sie sich von beiden Seiten zahlen lassen.«

»Es ist aber keineswegs erwiesen, daß er in Paris sei. Man müßte ihn mit eigenen Augen sehen. Würden Sie das können, Charlotte?«

»Ich will mir alle Mühe geben, lieber Prinz.«

»Gut, und sobald Sie Gewißheit haben, geben Sie mir Nachricht.«

»Ich verspreche es Ihnen.«

»Liebe Charlotte, bedenken Sie, daß Sie uns vielleicht retten können! Wenn sich Mazarin und Gondi verständigen, so sind wir verloren!«

»Fürchten Sie nichts, Monseigneur.«

»Der Coadjutor mag immerhin der Freund der Königin sein; aber Mazarin muß in Bouillon bleiben oder verschwinden. Mit ihm sind wir nie mehr als die Trabanten des Thrones, und die Partie ist zu schön, um verloren zu werden. Man hat nicht oft Gelegenheit zu einer Regentschaft. Das Feuer ist dem Pulverfasse sehr nahe, Charlotte!«

»Ich werde es nicht auslöschen.«

»Ach, wenn mein Bruder gewollt hätte! —«

»Was denn?«

»Dann wären Sie Prinzessin von Conti.«

»Ihr Bruder, Prinz, hat wohl gethan, unsere Vermälung zu hintertreiben. Ich hätte einen Gemal nicht ausstehen können, der seines Bruders erster Diener ist.«

»Ich hoffe wenigstens, daß Sie den Marquis von Candale nicht heiraten werden?« sagte der Prinz von Conti tief erröthend, denn er fühlte sich durch diese beißende Bemerkung getroffen.

»Glauben Sie an dieses Märchen?«

»Ei, der Cardinal will ihm ja eine seiner Nichten geben. Das ist viel schlauer.«

»Dann muß er sich beeilen, denn morgen ist's vielleicht nicht mehr Zeit.«

»Es gibt also etwas Neues?«

»Es wird sich bald zeigen. Ermitteln Sie nur, ob er in Paris ist. Verfolgen Sie Ihren Plan, ich verfolge den meinigen, und mit fremder Hilfe werden wir ihn gewiß fangen.«

»In der That, Monseigneur, Sie haben nicht wohlgethan, dem geistlichen Stande zu entsagen. Sie sind kühner, als der Herr Coadjutor, der doch ein guter Politiker ist.«

»Herr von Gondi ist ein feinerer Diplomat als ich. Er hat zumal die Gabe, Sie zu überreden.«

Der Prinz führte Charlotte von Chevreuse wieder zu ihrer Freundin; dann nahm er Abschied und verließ den Salon. Barada, der ganz verblüfft schien, begleitete ihn.

Mitten auf der Treppe stand der Prinz von Conti still und wandte sich zu ihm um.

»Was fehlt Ihnen denn, lieber Barada?« fragte er.

»Nichts, Monseigneur, ich suche.«

»Wozu denn? Die Sache ist ja höchst einfach, und wären wir nicht durch die Umstände gedrängt, so würde ich auf der Stelle zehn bis zwanzig entschlossene Personen finden, die keinen Augenblick an dem Gelingen des Unternehmens zweifeln.«

»Ich zweifle nicht daran; aber ich soll morgen Mittag den Chevalier d'Artagnan wieder aufsuchen, und —«

»Dann trachten Sie, daß Sie ihn noch heute treffen. Vergessen Sie aber nicht, daß es diesen Abend gegen eilf Uhr geschehen soll, und daß der Cours-la-Reine zu dieser Stunde ganz finster, oder doch nur schwach erleuchtet ist.«

»O! wir sind unser mindestens Fünfzehn.«

»Ich werde Ihnen Nachricht geben, wenn wir etwa getäuscht worden sind, oder wenn ein Gegenbefehl gegeben wird. Setzen Sie es durch, Barada, und Ihr Glück ist gemacht. Bedenken Sie, daß Vitry Marschall von Frankreich wurde, und daß Mazarin schlimmer mit uns umgegangen ist, als Concini mit dem Herzoge von Luynes. Vor allem vergessen Sie nicht, daß Bordeaux nicht weit genug von Paris entfernt ist, um dort in Vergessenheit zu kommen.«

Diese Worte schienen dem Advocaten seine gewohnte Energie und Entschlossenheit wiedergegeben zu haben. Er begleitete den Prinzen von Conti bis an den Wagen und sagte zum Abschiede:

»Auf diesen Abend, Prinz. Ich werde zu Ihnen kommen, sobald es geschehen ist.«

Aber der Prinz rief Barada noch einmal an den Wagen.

»Wissen Sie auch gewiß, daß das Losungswort, in welchem Paludate vorkommt, den Befehl enthält, einen Angriff auf Blaye zu unternehmen?«

»Ja wohl, Monseigneur.«

»Ich glaube, man sollte eine Unterredung mit dem Herzoge von Saint-Nieve versuchen.«

»Er wird Alles ablehnen.«

»Es ist wahr, er ist ein tüchtiger Haudegen.«

»Wenn dieser Versuch gemacht werden soll, so würde ich vielleicht wohl thun, selbst mit ihm zu sprechen.«

»Die Idee ist nicht übel, Barada!«

»Mein Großvater ist Graf von Medrado und Hof-Alcade zu Madrid; ich kann im Auftrage des Königs von Spanien kommen.«

»Wir werden später davon reden; inzwischen aber muß Ihr Vetter abreisen. Sie haben nur Extrapost zu nehmen, falls man ihn durchaus einholen muß.«

»Sehr wohl, Monseigneur,« antwortete der Advocat.

»Barada, wenn Sie Parlamentsrath in Paris sind, so werde ich Sie mit Ihrem Großvater aussöhnen, der sich dann nicht mehr weigern wird, Ihnen seinen Namen zu geben.«

»Das wäre nicht mehr als billig, Monseigneur.«

Der Prinz entließ Barada und fuhr der Place Royale zu.

»Wenn mir's gelingt,« sagte Barada zu sich, »so bleibe ich in Paris. Das kann ich verlangen, und das Uebrige —«

»Was mögen die Beiden mit einander abkarten?« fragte sich Vigé, nachdem der Prinz in den Wagen gestiegen war; »schade, daß ich nicht in Paris bleibe; ich würde sie beobachtet haben, und Gabriele hätte manche schöne Unterhaltung dadurch gehabt.«

Der Advocat nahm Hut und Mantel, und verließ das Haus.

»Jetzt,« sagte er zu sich, »muß ich den Chevalier d'Artagnan aufsuchen — das wird Mühe kosten!«

VII.

Wo der Leser einen bekannten Haudegen wiederfindet.

Das Gasthaus »zu den Haudriettes« war nicht blos dem Vetter der Frau Barada bekannt. Ungeachtet seiner im Allgemeinen übelberüchtigten Stammgäste wurde es zuweilen von lustigen Edelleuten und zerstreuungssüchtigen Bürgersleuten besucht.

So kehrte auch d'Artagnan am Abend nach dem Besuche des Herrn von Besmaux in dieser Kneipe ein. Nicht als ob er eine besondere Vorliebe für diesen Ort gehabt hätte, denn er war ja Stammgast bei Pluchet; aber er war mehr als einmal auf dem Wege von Saint-Germain oder Ruel eingekehrt, um Bischof zu trinken, den Ricaus, ein geborner Piemontese, vortrefflich zuzubereiten verstand.

Der Wirth, der sich sehr bald an sein Gesicht gewöhnt hatte, war so unvorsichtig gewesen, ihm von den abendlichen Zusammenkünften, die in seinem Hause gehalten wurden und von dem hohen Spiel zu erzählen. d'Artagnan, dessen Casse durch die Einlösung des Schuldscheins fast erschöpft worden war, erinnerte sich der Freundlichkeit, mit der ihm der Wirth entgegengekommen war. Er ging also mit einem gewissen Selbstvertrauen aus dem Thor Saint-Honoré; er wurde freilich von dem Postencommandanten scharf beobachtet, aber dieser kannte sein Gesicht und ließ ihn durch. Es waren dieses Mal keine Spanier auf der Wache.

Er nahm in der Dunkelheit und auf dem schlechten Pflaster den ziemlich mühsamen Weg zur Vorstadt. Er hatte keine Mühe, die Thür zu finden und trat entschlossen in den Garten, ohne sich um das Geflüster in den Gebüschen zu kümmern.

Maitre Ricous kam ihm verlegen entgegen; aber er beruhigte sich, als er den Lieutenant erkannte. Er empfing ihn sehr zuvorkommend und führte ihn sogleich in das Hauptzimmer, welches zur Hälfte von einer um einen Tisch versammelten, ziemlich zahlreichen Gruppe angefüllt war. Auf diesem Tische sah man mehr oder minder beträchtliche Einsätze, und alle Augen waren mit gespannter Aufmerksamkeit auf den bürgerlich gekleideten Bankhalter gerichtet, welcher trotz der Dicke seiner Finger die Karten mit ungemeiner Gewandtheit handhabte.

Die Gesichter der Spieler waren mannigfaltig; einige junge Leute von etwa zwanzig Jahren, Bürgerssöhne, Schreiber oder Schüler, — zwei oder drei weiße Köpfe, deren Stand unmöglich zu ermitteln war, hier und da einige Söldner, die sich ein sehr martialisches Ansehen gaben, ein Abbé, der wie viele seiner damaligen Standesgenossen dem Pharao fröhnte und ein halbes Dutzend hübscher draller Dirnen.

Diese Gruppe war von einer am Plafond hangenden Lampe spärlich beleuchtet; aber trotz dem spärlichen Licht bemerkte man auf den Gesichtern ein Spiel der Leidenschaften, welche einem Maler ein sehr willkommenes Bild geboten haben würden. D'Artagnan hatte keine Augen für den künstlerischen Werth dieses Bildes, er fand die Gesellschaft blos schlecht gewählt und bedauerte, als er nur etwa zehn

Louisdor auf dem Tische sah, daß er diese Kneipe betreten hatte.

Er suchte, den Wirth, um ihm Vorwürfe zu machen; aber der Schlaukopf, der die Unzufriedenheit des Offiziers wohl voraussah, war verschwunden. D'Artagnan trat ans Fenster und bemerkte im Garten eine große schwarze Gestalt, deren feurige Augen auf ihn gerichtet waren.

Er öffnete unwillig das Fenster, um die Ursache dieser an sich unwichtigen Erscheinung zu ermitteln; aber die Gestalt war verschwunden.

Da es indeß spät war und er den Abend nicht verlieren wollte, so gesellte er sich zu den Spielern. Eine der aufgeputzten Dirnen stand zuvorkommend auf, und gleich darauf, als der Chevalier am Tische Platz genommen, brachte sie ihm einen Credenzteller mit einer Flasche Wein und zwei Gläsern, und setzte sich zu ihm.

D'Artagnan nahm diese Vertraulichkeit nicht übel, er wußte sich leicht in jedes Verhältniß zu fügen. Während er dem Spiel zusah, fühlte er seine Schulter leise berührt. Er sah sich um; der Wirth stand bei ihm und flüsterte ihm ins Ohr:

»Es ist Jemand im Garten, der ein paar Worte mit Ihnen zu sprechen hat.«

»Mit mir?« fragte d'Artagnan sehr erstaunt.

»Ja wohl, Seigneur, und die Person läßt im voraus um Entschuldigung bitten.«

»Ist es ein Mann oder ein Frauenzimmer?«

»Ein Mann.«

»Dann komme er herein.«

»Das habe ich ihm auch schon gesagt,« erwiederte der

Wirth, »aber er behauptete, Sie würden ihm diese Vorsicht Dank wissen.«

»Ich bin hieher gekommen, um einige Pistolen daran zu wagen, lieber Freund, und ich möchte den Abend gern in dieser angenehmen Gesellschaft zubringen. — Wäre es vielleicht eine dunkle Gestalt, die ich so eben vor dem Fenster bemerkte?«

»Ich glaube wohl,« antwortete Ricous.

D'Artagnan dachte es sei vielleicht Besmaux, denn so viel er wußte, hatte sonst kein Freund Ursache mit so großer Vorsicht zu Werke zu gehen.

»Ich will hingehen,« sagte er; »führen Sie mich.«

Er folgte seinem Führer in den Garten und bemerkte in einem Gebüsch die Gestalt des räthselhaften Unbekannten.

»Herr Chevalier,« begann dieser, als sich Ricous entfernt hatte, »ich bin der Mann, der sich diesen Morgen die Erlaubniß genommen hatte, Sie zu besuchen.«

»So?« sagte d'Artagnan erstaunt.

»Der Zufall, der uns beide in dieses Haus geführt hat —«

»Entschuldigen Sie, mein Herr,« unterbrach d'Artagnan, »wenn ich nicht irre, so haben wir verabredet, daß wir uns erst morgen wiedersehen wollten.«

»Das war auch wirklich meine Absicht; aber seitdem ich die Ehre hatte Ihre Bekanntschaft zu machen, haben sich Dinge ereignet, welche eine frühere Unterredung nothwendig machen.«

»Wirklich?«

»Ich begab mich also wieder zu Ihnen, aber Ihr Diener versicherte, Sie wären ausgegangen.«

»Es ist wahr,« sagte d'Artagnan erröthend, denn er erinnerte sich, daß er für Niemand zu Hause sein wollte.

»Ich suchte Sie vergebens in Paris, und preise den Zufall, der Ihnen den Gedanken eingegeben, den Abend hier zuzubringen.«

»Diese Meinung kann ich nicht theilen, mein Herr, denn ich habe hier sehr lumpige Gesellschaft gefunden.«

»Ich zweifle, Herr Chevalier, daß Sie sich des Gewinnes, den Sie hier im Pharao machen können, sehr freuen werden.«

»In der That,« sagte d'Artagnan, »ich habe seit diesem Morgen über die sonderbaren Anträge nachgedacht, die Sie mir zu machen beliebten, und ich gestehe, daß ich nicht begreife, warum der Prinz gerade meine Dienste in Anspruch zu nehmen wünscht. In Paris und anderswo fehlt es nicht an Leuten, die den mir zugemutheten Handstreich gern unternehmen würden. Ich glaube sogar, daß die Prinzen an den Eifer und die Ergebenheit ihrer Umgebungen zu sehr gewöhnt sind, als daß sie von selbst auf den Gedanken gekommen sein könnten, sich eines andern Werkzeugs zu bedienen.«

»Herr Chevalier, ich bin beauftragt Ihnen einen Antrag zu machen, und nicht mit Ihnen zu rechten.«

»Das bedaure ich, denn ich bin in gewissen Dingen schwer zu befriedigen; als Maschine lasse ich mich nicht brauchen. Diese Eigenthümlichkeit meines Charakters hat mir in gewissen Unternehmungen, die ich gut vollführt zu haben glaube, vor jedem Andern den Vorzug verschafft.«

»Wollen Sie mich gefälligst anhören?« sagte der Unbekannte, der ungeduldig wurde.

»O, ich höre mit beiden Ohren.«

»Sie werden sich erinnern, was man von Ihnen erwartet, und werden den Lohn dafür nicht vergessen haben. Die Personen, welche mich zu Ihnen geschickt haben, wünschen aus wichtigen Gründen sogleich zu wissen, ob auf Ihre Mitwirkung zu zählen ist.«

»Sie haben mich also beobachtet oder beobachten lassen, um mich zur gelegenen Zeit aufzufinden?« fragte d'Artagnan, der die fatale Gewohnheit hatte, seinem Nachbar in die Karten zu sehen.

Der Leser, welcher in dem Unbekannten längst den Advocaten Barada erkannt hat, wird sich denken können, wie der Mann seine Ungeduld durch das Zusammenziehen seiner buschigen Augenbrauen zu erkennen gab.

»Das thut hier wenig zu der Sache, die uns beschäftigt,« antwortete er.

»Die uns beschäftigt, sagen Sie! Das ist nicht richtig, denn ich habe noch nicht die Ehre Ihnen anzuhören.«

»Gestehen Sie lieber geradezu, Herr Chevalier, daß Sie meinen Antrag zurückweisen.«

»Ei, Sie fallen ja mit der Thür ins Haus!«

»Nein, ich vermeide nur unnütze Worte.«

»Dann sind Sie zu beklagen, denn die Sprache ist eine der kostbarsten Gaben des Himmels.«

»Kurz und gut — wollen Sie oder nicht?«

»Es thut mir leid, mein lieber Herr, daß ich Ihre Wortkargheit nicht annehmen kann; aber ich habe nur eine einzige Anschauungsweise und halte mich an unsere Abrede. Es thut mir leid um Sie und ich bin vielleicht zu aufrichtig; aber ich bin einmal so. Morgen Mittag werde ich zu Hause sein.«

»Gut,« antwortete Barada; »also morgen erhalte ich eine bestimmte Antwort.«

»Jetzt werden Sie mir erlauben, wieder an den Tisch zurückzukehren. Sie entrissen mich der Gesellschaft einer sehr hübschen blauäugigen Blondine und ließen mir nicht einmal Zeit, eine Flasche Alicantewein zu kosten.«

Der Advocat gab keine Antwort, und d'Artagnan tappte in der Dunkelheit ins Haus zurück.

»Nichts zu machen,« murrte Barada, »er ist betrunken!«

Er ging in eine Ecke des Gartens, wo ihn zwei in Mäntel gehüllte Männer erwarteten.

»Bist Du es, Las Floridas?« fragte er.

»Ja wohl, mit Sans-Pair, wie Sie sehen.«

»Geh geschwind und stelle Dich an dem bewußten Posten auf, und sobald Du uns kommen siehst, pfeifst Du und lässest Pulver von der Pfanne abblitzen, wenn wir näher kommen sollen. Jetzt geh!«

»Sehr wohl; aber vergessen Sie nicht, daß ich durchaus in sechs Tagen zu Bordeaux sein muß.«

»Du wirst noch diesen Abend, und hoffentlich mit einer guten Nachricht abreisen.«

Der Unbekannte, mit dieser Antwort zufrieden, verschwand im Dunkel des Gartens.

Als er fort war, sagte Barada zu dem Andern:

»Wir haben da einen lästigen Zeugen.«

Und er sprach so leise weiter, daß ihn der Andere kaum verstand.

»Was in aller Welt,« dachte d'Artagnan, als er wieder in die Stube trat, »hat der garstige schwarze Mann hier zu thun? Mich dünkt, daß ich mir ihn zum Feinde

gemacht habe, ich mag nun mit ihm übereinkommen, oder nicht.«

Er nahm seinen Platz wieder ein und schenkte sich ein Glas Alicante ein.

Es wurde immer fortgespielt, und die Einsätze wanderten von Einem zum Andern. D'Artagnan setzte auch und gewann einen Louisd'or. Die Summe war nicht groß, aber sie wandte doch seine Aufmerksamkeit dem Spiele zu. Die schöne Blondine, welche an der stattlichen Haltung, zumal an dem schwarzen Schnurbart und dem langen Rapier des Lieutenants großen Gefallen fand, schien damit gar nicht zufrieden zu sein.

Wir müssen indeß zur Steuer der Wahrheit gestehen, daß d'Artagnan, als er drei Louisd'or vor sich liegen hatte, so galant war, einen davon im Namen seiner Nachbarin zu setzen.

Bald darauf nahm ein langer Haudegen dem Lieutenant gegenüber Platz, drehte seinen grauen Schnurbart und sagte zu der hübschen Blondine:

»Annette, mein Püppchen, Du wußtest doch, daß ich diesen Abend kommen würde?«

Die Blondine, welche eben einen kleinen Gewinnst einstrich, widmete ihre ganze Aufmerksamkeit dem Spiele, und in der Ueberzeugung, daß ihr der Louisd'or des Nachbars Glück bringen werde, hätte sie das Spiel um keinen Preis aufgegeben.

»Annette!« wiederholte der Haudegen und schlug mit der Faust auf den Tisch.

»Mein Herr,« sagte d'Artagnan mit der größten Ruhe, »mäßigen Sie sich, Sie stören das Gleichgewicht meiner Finanzen, und überdies erschrecken Sie Mademoiselle.«

»Das thut mir leid, mein Herr; aber ich habe nicht mit Ihnen gesprochen.«

»Ich weiß es wohl; aber da Ihr Faustschlag der symmetrischen Aufstellung dieser Thaler bedeutend geschadet hat, so ersuche ich Sie, keinen Gebrauch mehr davon zu machen.«

D'Artagnan legte zwei Louisd'or auf den Tisch. Der Banquier schlug die Karte um und gewann.

»Annette,« wiederholte der Haudegen, die Pause benützend, »komm hierher!«

Die Blondine rückte dem Chevalier näher und schien ihn um Schutz zu bitten. D'Artagnan legte noch zwei Louisd'or auf den Tisch und sah seinen immerfort murrenden Nachbar an.

»Wollen Sie etwa verhindern, mein schöner Herr,« fragte der Neuangekommene keck, »daß Annette gehorche?«

»Wie? Sagen Sie es gefälligst noch einmal,« erwiederte d'Artagnan.

»Ich sagte —«

»Still!« gebot der Bankhalter, indem er die Karten abzog.

D'Artagnan verlor und sah seinen lästigen Nachbar mit finsteren Blicken an; aber da er um eine so wenig spröde Schöne keinen Streit anfangen wollte, so fuhr er ganz ruhig fort zu spielen.

Der Haudegen wollte jedoch das letzte Wort haben, denn er wiederholte seine Aufforderung.

»Annette, ich verbiete Dir, diesen Wein zu berühren!« rief er.

Das arme Mädchen, welches eben zum ersten Male

das Glas an den Mund setzte, stellte es zitternd wieder auf den Teller.

»Wissen Sie wohl, mein Herr,« sagte d'Artagnan, »daß ich Ihre Reden nicht länger dulden kann?«

»Wirklich, mein schöner Offizier?«

»Ich habe nicht das Vergnügen, Mademoiselle zu kennen; aber ich erkläre Ihnen, daß nie ein Frauenzimmer in meiner Gegenwart belästigt werden darf.«

»Und wenn es mir beliebt?«

»Still!« gebot der Bankhalter.

»Still!« wiederholten alle Spieler, indem sie den Chevalier unwillig ansahen.

Es wurde weiter gespielt, und d'Artagnan, dessen Aufmerksamkeit ganz den Karten gewidmet war, bemerkte die verstohlenen Winke nicht, welche zwischen seinem Gegner und anderen Anwesenden von ähnlichem Aussehen gewechselt wurden.

»Sie bringen mir Unglück,« sagte d'Artagnan; »seitdem Sie hier sind, verliere ich unaufhörlich.«

Ein lautes Gelächter war die Antwort des Renommisten.

Die schöne Blondine schien zu ahnen, daß die Sache eine unangenehme Wendung nehmen werde, denn sie stand auf und verschwand.

D'Artagnan war sonst eben kein Muster von Geduld; aber er hatte sich einmal in gemeine Gesellschaft begeben und mußte die Folgen über sich ergehen lassen. Er bezwang daher seinen Zorn und setzte wieder auf eine Karte. Der Bankhalter warf einen lüsternen Blick auf diesen Einsatz, wahrscheinlich den letzten. Es war in der That der Rest der von dem Chevalier mitgebrachten Summe: sechs neue Louisd'or.

Aber die Karten waren noch nicht alle gefallen, so daß der Haudegen noch Zeit hatte, ihm eine Grobheit zu sagen.

»Annette hat wohl gethan zu gehorchen,« sagte er mit einem derben Fluch.

»Ja wohl,« erwiederte d'Artagnan, »und sie hat ihr volles Glas zurückgelassen. Wenn Ihnen gefällig ist —«

»Ich trinke keinen Wein, den ein Mazarinist eingeschenkt hat.«

»Desto schlimmer für Sie, denn der Cardinal ist ein feiner Kenner!«

Das Pharao fesselte die allgemeine Aufmerksamkeit, es wurde wieder Ruhe geboten.

»Sie haben wieder verloren, Herr Mazarinist,« sagte der Haudegen lachend.

»Geben Sie diesem Namen etwa eine beleidigende Bedeutung?« fragte d'Artagnan, der ein Glas leerte und zugleich seinen Hut aufsetzte.

»Parbleu!«

»Wer sagt Ihnen denn, daß ich zu der Partei des Cardinals gehöre?«

»Man sieht es wohl.«

»Woran denn, wenn ich fragen darf?«

»An Ihrer Nichtachtung der Beleidigungen.«

»Sie hatten also die Absicht mich zu beleidigen? Das ist nicht klug von Ihnen, denn ich bin nicht gewohnt, mich lange foppen zu lassen.«

»Ich bin schon seit einer halben Stunde hier.«

»Aber ich habe eine ganz eigene Art, Beleidigungen abzuwaschen.«

»So! wie denn?«

»Das will ich Dir gleich zeigen, Du Schuft!«

D'Artagnan schenkte sein Glas wieder halb voll und schüttete dem Renommisten den Wein ins Gesicht.

Es entstand ein schrecklicher Tumult. Der Haudegen sprang über den Tisch, und von zehn Menschen seines Gelichters unterstützt, welche wie er das Schwert zogen, trat er seinem Feinde entgegen. D'Artagnan zog ebenfalls vom Leder und wehrte alle diese gegen seine Brust gerichteten Klingen ab.

»Laß mich doch machen, Bertaut!« sagte der Haudegen, den Heftigsten zurückstoßend.

»Einer nach dem Andern, meine Herren!« rief d'Artagnan mit einer Donnerstimme. »Lassen Sie mich zuerst mit Ihrem Anführer ein Wörtchen reden, sonst muß ich Sie für eine Meuchlerbande halten.«

»Er hat Recht!« sagten die Bürger, denn nur die halb militärisch halb banditenhaft aussehenden Gäste nahmen Theil an dem Kampfe.

Der Spieltisch war verlassen worden und die Anwesenden bildeten einen Kreis, um dem zu erwartenden Zweikampf zuzusehen. Der Wirth gab sich alle erdenkliche Mühe einen Streit zu verhüten, der vielleicht einen blutigen Ausgang nehmen und sowohl seine persönliche Sicherheit als sein Geschäft gefährden konnte.

»Einen Augenblick Geduld!« setzte d'Artagnan hinzu. »Die Sache muß ordentlich und gesetzmäßig abgethan werden. Ich bin bereit, jedem von Ihnen zu erlauben, mein Schwert zu berühren, aber Einem nach dem Andern. Sie haben sich so einstimmig als meine Gegner zu erkennen gegeben, daß sich eine Uebereinstimmung in Ihren Gedanken nicht verkennen läßt; Sie werden daher so gefällig sein, das Schwert wieder in die Scheide zu stecken, wenn nicht etwa

einer aus der liebenswürdigen Gesellschaft mein Secundant sein will.«

Keiner antwortete, und die Freunde des Haudegens steckten murrend ihre Schwerter wieder ein.

Sobald die beiden Gegner ihren Kampf begonnen hatten, erkannte d'Artagnan, daß er es mit einem geschickten Fechter zu thun hatte.

»Sie führen eine gute Klinge,« sagte er.

»Nun ja, so ziemlich,« erwiederte der Andere; »der verstorbene Bouteville hat Unterricht bei mir genommen und sich wohl dabei befunden.«

»Alte Schule, Theuerster,« sagte d'Artagnan; »es sind fünfundzwanzig Jahre, daß Herr von Bouteville den Mißbrauch, den er damit getrieben, mit seinem Kopfe bezahlt hat.«

Die beiden Gegner maßen vorläufig ihre gegenseitige Geschicklichkeit. Dann fiel d'Artagnan aus und führte einen raschen Stoß, dem der Bandit auswich.

D'Artagnan hatte vermuthlich auf diese Bewegung gezählt, denn er griff seinen Gegner von der Seite an und zwang ihn dadurch den Platz zu wechseln und das Gesicht dem Licht zuzuwenden.

Der Bandit stieß nun rasch nach, aber alle seine Stöße wurden ruhig und sicher parirt.

»Sie schonen mich, Donnerwetter!« rief er wüthend.

Jedermann überzeugte sich, daß der Chevalier einen blutigen Ausgang des Kampfes vermeiden wollte. Die Umstehenden vermochten ihre Bewunderung nicht zu verhehlen, denn d'Artagnan war ihrem Freunde, der wegen seiner Geschicklichkeit den Beinamen Sans-Pair erhalten hatte, offenbar weit überlegen.

Der Letztere schwitzte und keuchte wie ein unter dem Joche arbeitender Ochs, aber die Schonung, mit der er von seinem Gegner behandelt wurde, gab ihm wenigstens seine Besonnenheit wieder.

Der Kampf war nun wirklich schön anzusehen, und d'Artagnan fand Gefallen daran. Jeder rasche Stoß, jede schöne Parade wurde applaudirt wie auf einem Fechtboden; aber alle Anwesenden schienen dem Zweikampf nicht mit gleicher Neugierde zuzusehen, denn aus einem Winkel der Stube hörte man eine Stimme:

»Sans-Pair, Du schlägst Dich schlecht!«

Diese höhnischen Worte, welche den Abenteurer zu verdoppelter Geschicklichkeit hätten anspornen sollen, versetzten ihn in Wuth, und er drang heftig auf seinen Gegner ein.

D'Artagnan zweifelte nun nicht mehr, daß man absichtlich Händel mit ihm gesucht hatte; der räthselhafte Besucher, der ihn nicht für sich gewinnen konnte, hatte die Raufbolde gegen ihn gedungen.

Er wehrte daher den ungestümen Gegner mit aller ihm zu Gebote stehenden Kraft und Gewandtheit ab. Er parirte mit großer Ruhe und ohne zu erkennen zu geben, daß er die mörderische Absicht ahnte.

Diese scheinbare Gleichgiltigkeit war Sans-Pair's Verderben: D'Artagnan schlug ihm durch eine kräftige Parade den Degen aus der Hand.

Der Degen schien einen Zuschauer zu treffen, denn ein Schmerzensschrei folgte den lauten Bravorufen, aber der Chevalier, dem wenig an dem Beifall eines solchen Zuschauerkreises lag, fragte gar nicht nach der unfreiwillig verursachten Wunde und verließ eilends die Kneipe.

D'Artagnan war keineswegs der Mann, die Gefahr zu fliehen, und sein Gewissen war vollkommen ruhig, als er bedachte, daß er seine entwaffneten Gegner hätte niederstoßen können; aber er war neugierig zu ermitteln, warum der Sendling der Prinzen des Hauses Condé gerade diesen Abend in das Wirthshaus gekommen war.

Statt daher nach Hause zu gehen, nahm er seinen Weg zu dem nahen Kloster, welches eine tiefe, dunkle Vorhalle hatte und daher zum Beobachtungsposten vortrefflich geeignet war.

Er trat in den Schatten des Schwibbogens, und da der Mond so gefällig war sich hinter einer Wolke zu verkriechen, so war es unmöglich, in der dunklen Vorhalle eine menschliche Gestalt zu unterscheiden.

Aber wenn d'Artagnan für jeden Vorübergehenden unsichtbar war, so konnte er, sobald sich seine Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten, auf hundert Schritte die sich in der Gosse umtreibenden Ratten der Nachbarschaft sehen.

Es war spät, die tiefe Stille wurde nur von Zeit zu Zeit durch das Schlagen der Uhren und einige aus der Schenke herüberschallende laute Stimmen unterbrochen. Der Lieutenant hörte zehn Uhr, dann ein Viertel und halb eilf schlagen; endlich glaubte er in der Richtung der Schenke ein anhaltendes, immer lauter werdendes Gesumme zu hören.

Nach drei Minuten kam ein Mann aus der Schenke, dann noch einer und wieder einer. D'Artagnan konnte ihrer sechzehn zählen.

»Oho!« dachte er, »da wird's etwas zu hören geben.«

Er drückte sich dicht an die Mauer, und die Wirthshausgäste gingen schweigend an ihm vorüber.

Als der letzte vorbei war, streckte der Chevalier vorsichtig den Kopf aus seinem Versteck; dann trat er auf die Straße.

»Ich will ihnen folgen,« dachte er, »die Sache scheint sehr interessant zu werden.«

Zur Vorsicht legte er die Hand an den Griff seines Degens.

VIII.

Die beiden Eminenzen.

Um die sich vorbereitenden Ereignisse dem Leser leichter verständlich zu machen, müssen wir um vierundzwanzig Stunden zurückgehen.

Zwei Reiter begaben sich auf der Landstraße von Flandern nach Paris. An ihren langen Mänteln und tief ins Gesicht gedrückten Hüten waren sie leicht als spanische Soldaten zu erkennen; sie gehörten zu einem der Regimenter, welche es in der Hauptstadt mit dem Parlament oder der Partei der Prinzen hielten.

Es war Nacht, und der von Zeit zu Zeit hinter den Wolken hervorkommende Mond verbreitete ein zweifelhaftes Licht auf der Erde. Eine halbe Meile von Paris hielten die Reiter unweit eines elenden, halb verfallenen Hauses an.

Ein Soldat, der eben so wie sie gekleidet war, trat auf den voranreitenden zu.

»Wer schickt Euch?« fragte ihn der Reiter in spanischer Sprache.

»Der, welcher in der Altstadt wohnt und das Gesicht gegen Sainte-Geneviève gewendet hat.«

»Gut. Das Losungswort?«

»Henri et Bayonne!« antwortete der Soldat zu Fuß, nachdem er sich scheu umgesehen hatte.

»Da ist die versprochene Antwort,« sagte der Reiter und gab dem Infanteristen eine gefüllte Börse.

»Ich danke, Señor,« sagte der Soldat und ging zu dem baufälligen Hause zurück.

Die Reiter kamen bald an das Stadtthor, an dessen Stelle Ludwig XIV. später den noch heute stehenden Triumphbogen errichten ließ. Das Thor Saint-Martin war von bewaffneten Bürgern besetzt; die Reiter sagten das ihnen vorhin verkaufte Losungswort und der Postencommandant hielt dem ersten eine Laterne vor's Gesicht.

Das Gesicht des Reiters hatte gar nichts Ungewöhnliches, und der ehrenwerthe Capitän Pluchet — denn dieser war es — nahm den zweiten in Augenschein.

Das Licht der Laterne fiel auf ein in der Sonne gebräuntes, vom übermäßigen Genuß geistiger Getränke geröthetes Söldnergesicht, dessen Augen sich vor dem blendenden Lichte schlossen.

»Mögen passiren!« sagte Pluchet mit wichtiger Miene.

Der eine Thorflügel that sich auf und die beiden Reiter setzten ihren Weg fort. Aus der Straße Saint-Martin kamen sie durch die Bärengasse in die Rue Quincampoix, wo die Thür des Hauses Nr. 26, trotz der späten Stunde, noch offen war.

Die Nummer dieses Hauses stand auf dem Briefe, den d'Artagnan in der Tasche des venetianischen Senators gefunden hatte. Höchst wahrscheinlich stand die Hausthür nicht zufällig offen; denn sobald die beiden Reiter im Hause waren, wurden die beiden Thürflügel hinter ihnen geschlossen.

Der Herr vom Hause nahm die Reiter sehr höflich auf; er wußte nicht, vor welchem von Beiden er sich am meisten verneigen sollte; aber als er sah, wie der Soldat mit dem gebräunten, aufgedunsenen Gesicht zuerst in das Speisezimmer trat, wo ein frugales Mahl aufgetragen war, und den andern einlud, ihm gegenüber Platz zu nehmen, widmete er ihm seine ganze Aufmerksamkeit und sein freundlichstes Lächeln.

»Nun, Besmaux, was sagen Sie dazu?« fragte der eine Gast den andern, als sich der Wirth entfernt hatte.

»Ich sage, Monseigneur, daß es nicht glaublich ist und daß ich Ihr Gesicht unter der braunen Schminke kaum erkenne.«

»Sie glauben also, daß ich mich auf die Straße wagen kann?«

»O gewiß; Denis hat Sie hundertmal im Louvre gesehen und er kennt Sie nicht.«

»Still! — er kommt.«

Die beiden Gäste ließen sich die Speisen schmecken; der eine jedoch, welcher der Herr zu sein schien, beeilte sich sehr, und kaum war eine Viertelstunde verflossen, so stand er auf, zog seine Handschuhe an und setzte seinen Hut auf.

»Herr Denis,« sagte er zu dem Wirth, »haben Sie eine Hausthür an der Straße Saint-Martin?«

»Ja wohl,« antwortete der Bürgersmann und nahm eine brennende Laterne.

»So führen Sie mich.«

Denis führte seinen Gast durch einige Zimmer und über einen kleinen Hof; dann zog er einen Schlüssel aus der Tasche, öffnete eine Thür und ein duftender Gewürzladen zeigte sich im Laternenschein.

Der Soldat trug Bedenken, in dieses Magazin zu treten, aber der Führer beruhigte ihn mit der Versicherung:

»Dieses Magazin gehört meinem Schwiegersohne, und er schläft.«

Sie gingen durch den Laden und der Soldat befand sich bald in der Straße Saint-Martin. An der Notredamebrücke bemerkte er einen Posten, der die Altstadt zu bewachen schien; er nahm nun eine ganz martialische Haltung an und sang mit spanischem Accent eine der beißendsten »Mazarinaden«, die man auf der Straße hörte:

»Adieu, allmächtiger Minister,«
»Adieu, Du Carnevalsverwüster!«

Und als er dem Posten auf zwanzig Schritte nahe gekommen war, sang er noch lauter:

»Adieu, Oheim der Mazarineten,«
»Adieu, Papa der Marionetten!«

»Wer da?« rief eine helle Stimme.

Der Soldat sang weiter:

»Adieu, Du welscher Prahler,«
»Du nimmst nicht mehr uns're Thaler—«

»Heda, Freund,« sagte die Schildwache, dem Soldaten in den Weg tretend, »seid Ihr denn blind oder taub?«

»Nehmt mir's nicht übel, Herr Bürgersmann; ich dachte an mein Liebchen,« antwortete der Soldat mit sehr starkem spanischen Accent.

»Aha, ein Fremder!« sagte die Schildwache.

»Sì, Señor, zu dienen,« antwortete der spanische Soldat.

»Ihr gehört also zu den Getreuen?«

»Es lebe der Prinz von Condé!«

»Ihr kennt also das Losungswort?«

»Señor, Ihr seid würdig in der Garde zu dienen; Ihr seid wachsam wie der Gott Mars. Henri et Bayonne!«

»Sehr wohl, Ihr könnt passiren.«

»Schönen Dank — und gute Nacht!«

Der Soldat ging, mit den Sporen klirrend und mit dem langen Degen an die Mauern schlagend, in die Altstadt. Er schritt keck an dem Hauptthor der Notredamekirche vorbei, auf den erzbischöflichen Palast zu.

Es war etwa zehn Uhr. Er wunderte sich daher nicht, im Hofe noch viele Kutschen zu finden; aber mit einigem Erstaunen vermißte er die erwarteten großen Streitkräfte in diesem Palaste, den er für ein militärisches Hauptquartier gehalten hatte. Er bemerkte nur ein halbes Dutzend Bürger und kaum so viel Soldaten. Die Schildwache ließ ihn ungehindert durch, nachdem er das Losungswort genannt hatte. Er schien das Haus zu kennen, denn er ging ohne Zögern über den Hof zu einer angelehnten Thür.

Er stieß die Thür auf, und trotz der Finsterniß stieg er rasch eine Wendeltreppe hinan.

Als er etwa fünfzig Stufen erstiegen hatte, kam er auf einen Vorplatz. Er klopfte erst dreimal, dann zweimal an eine Thür. Die Thür that sich sogleich auf.

Der Soldat trat in ein reich verziertes Zimmer, nahm seinen großen Filzhut ab und begrüßte den Cardinal von Retz, der ihn eingelassen hatte, mit leichtem Kopfnicken.

»Eure Eminenz sind pünktlich,« antwortete dieser, sich verneigend.

Der Soldat, der kein Anderer war als der Cardinal

Mazarin, setzte sich in einen Armsessel, und auf seine Einladung nahm der Coadjutor ihm gegenüber Platz.

Während der kurzen Pause, die nun folgte, konnte man hinter einer mit Tapeten verhängten Thür das Summen und Rauschen einer zahlreichen Gesellschaft hören. Mazarin gab nicht die mindeste Unruhe zu erkennen, aber sein Herz pochte ungestüm, und sein Blick wandte sich im Laufe der Unterredung mehrmals nach dieser Seite.

Der Coadjutor war nach seiner Ernennung zum Cardinal von Retz nicht mehr unter den Führern der Aufständischen: seine Zerwürfnisse mit den Prinzen, obschon ausgeglichen, hatten so tiefe Eindrücke hinterlassen, daß er begierig jede Gelegenheit ergriff, seinen Haß gegen sie auszulassen. Er hatte endlich eingesehen, daß er nur durch Mazarin und die Königin Anna von Oesterreich seine ehrgeizigen Wünsche befriedigen könne. Der Prinz von Condé, der von einem zahlreichen, kriegerischen Adel unterstützt wurde, war zu sehr im Vortheil gegen den Coadjutor und dessen bürgerliche Umgebung, und ließ es nicht an Spöttereien fehlen. Es wurde dem Coadjutor nicht, schwer, die Bürgerschaft von dem Uebermuth des feurigen jungen Adels zu überzeugen: betrachtete dieser doch Paris als ein erobertes Land und machte es zum Schauplatz von Scandalen, welche viel zum allgemeinen Elende beitrugen und die Wiederkehr der öffentlichen Ruhe sehr zweifelhaft machten. Bürgerschaft und Volk begannen daher der Herrschaft der Prinzen überdrüssig zu werden, und mit Ausnahme einiger Fanatiker, die gern Soldaten spielen wollten und die militärische Besetzung der Stadt mit den Truppen theilten, wünschte Jedermann eine baldige Reaction.

Endlich brach Mazarin das Stillschweigen.

»Eure Eminenz glaubten also nicht, daß ich persönlich kommen würde?«

»Ich zweifelte — ich erfuhr Ihre Abreise von Bouillon, obgleich Sie die besten Vorkehrungen getroffen hatten, dieselbe geheim zu halten. Ich erfuhr, daß Sie sich in Pontoise aufgehalten und daß der an mich abgeschickte Bote einen Umweg gemacht hatte, als ob er von Dammartin abgeschickt worden wäre, während er von Ruel kam.«

»Hm!« sagte Mazarin, »ich war also in großer Gefahr, verhaftet zu werden.«

»Es ist ein Preis auf Ihren Kopf gesetzt.«

»Das ist wahr,« antwortete der Geächtete; »aber ich bezweifle, — und Sie werden meine Meinung theilen, Monseigneur, — daß man ihn so theuer bezahlen könnte, wie ich ihn loskaufen würde.«

»Es ist wahr,« die Finanzen sind ziemlich zerrüttet.«

»Die Noth muß in der That sehr groß sein, da Eure Eminenz es gestehen.«

»Ich bilde mir keineswegs ein, Monseigneur, Ihnen in dieser Sache etwas Neues zu sagen; aber Sie werden zugeben, daß Mancher für eine Million viel auf's Spiel setzen würde.«

»Das glaube ich wohl; aber ich weiß immer mit wem ich zu thun habe.«

»Monseigneur, in dieser Zeit kann man sich auf Niemand verlassen! Hinter dieser Thür, in meinem Salon sind Leute von allen Ständen, Offiziere, Staatsbeamte, Bürgersleute, Geistliche, Edelleute — und unter zehn ist kaum einer, der seit vier Jahren nicht seine Meinung gewechselt hat oder nicht zu einer andern Partei übergetreten ist. Alle anderen haben es abwechselnd mit dem Parlament oder mit

Ihnen, mit dem Könige, mit den Prinzen, mit mir, zuweilen gar mit allen zusammen, oder auch mit keinem gehalten. Man wird nicht klug daraus. Ich kenne Offiziere, die mit wahrem Löwenmuth gegen die Prinzen gekämpft haben, die zu draußen liegenden Regimentern gehören und trotzdem nach Paris kommen, als ob sie im Dienste der Prinzen ständen.«

»Das ist allerdings nicht in der Ordnung,« erwiederte Mazarin lächelnd; »es muß den gutgesinnten Bürgern und Handwerkern auffallen. Die Prinzen, die nur auf die Befriedigung ihres Ehrgeizes und der Ansprüche ihrer Freunde bedacht sind, denken nicht an die Benutzung ihrer Erfolge: auf diese Unbesonnenheit habe ich gewartet. Sie sind stark im Einreißen und Zerstören, aber aufbauen können sie nicht. Die Pariser wollen also den König in ihren Mauern wiedersehen?«

Mazarin ging, wie wir sehen, ohne Umschweife zur Hauptsache über. Die beiden Eminenzen hatten übrigens seit vier Jahren so viel Diplomatie getrieben und sowohl gegen einander als zu ihrem gemeinsamen Nutzen so viele Intriguen gesponnen, daß sie sich gegenseitig gut kannten, ihre Vorzüge zu schätzen wußten und folglich nicht mehr nöthig hatten, ihre Gedanken zu verbergen und ihre Zuflucht zu jener lauernden Haltung zu nehmen, welche zwei Unterhändler im Anfange einer Unterredung immer annehmen zu müssen glauben.

Nach einem zwischen den beiden Eminenzen geführten, ziemlich ausgedehnten Briefwechsel, welcher nach dem bekannten scripta manent mit großer Vorsicht geführt worden war, hatte Mazarin gedacht, eine Unterredung werde mehr fruchten als alle von den Secretären abgeschriebenen

Redensarten. Er wußte, wie schlecht Gondi seit seiner Erhebung zum Cardinal bei den Prinzen angeschrieben war; eine freiwillige Umkehr war daher nicht zu fürchten. Ueberdies war von dem Coadjutor nicht zu erwarten, daß er sich durch einen banditenmäßigen Verrath in den Augen der Nachwelt brandmarken werde, und so trug Mazarin kein Bedenken, seinem Worte zu vertrauen und sich trotz der großen Gefahr, in der er schwebte, in die Hauptstadt zu begeben.

Die Hauptsache für ihn war, die Altstadt ohne Hinderniß zu erreichen; hier waren die Bürger weniger zu fürchten, als die spanischen und französischen Soldaten der Prinzen, denn der Coadjutor vermochte immer noch viel über die Stimmung der Bürgerschaft.

»Die Rückkehr des Hofes,« erwiederte Gondi, »gehört zu den Ereignissen, welche sich Jedermann bereits als gewiß denkt; die Bürgerschaft zumal knüpft an dieses mit Zuversicht erwartete Ereigniß große Hoffnungen.«

»Was denken nach Ihrer Meinung die Prinzen davon?«

»Die Prinzen haben die Nothwendigkeit eines Wechsels nur zu gut erkannt; aber sie werden mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln versuchen, den Triumph ihrer Feinde zu verhindern.«

»Ihrer Feinde?« erwiederte der König, »ist der König damit gemeint?«

»Ich glaube nicht, daß es ganz dasselbe ist,« antwortete Gondi.

»Aber der König von Frankreich ist doch gezwungen worden, die Hauptstadt seiner Staaten zu verlassen, um nicht den ungerechten Ansprüchen jener Unterthanen nachzu-

geben, welche mit dem guten Beispiel des Gehorsams hätten vorangehen sollen.«

»Eure Eminenz werden wissen, daß die Prinzen Se. Majestät gebeten haben, nach Paris zurückzukehren.«

»Ich weiß es; aber Ihre Hoheiten scheinen einige Bedingungen gestellt zu haben.«

»Wie gedenken Eure Eminenz diese Bedingungen anzunehmen?« fragte Gondi.

»Es wundert mich, daß man sie überhaupt gestellt hat.«

»Warum das, Monseigneur?«

»Die Prinzen wünschen die Rückkehr des Königs, nicht wahr?«

»Allerdings.«

»Und die Rückkehr der Königin?«

»Ja wohl.«

»Es ist ihnen ganz gleichgiltig, aus welchen Personen das Gefolge Ihrer Majestäten besteht?«

»Ja, ganz gleichgiltig.«

»Was wollen denn die Prinzen sonst noch?«

»Nichts. Aber der König oder vielmehr die Königin scheint mit den gestellten Bedingungen nicht zufrieden zu sein.«

»Ihre Majestäten haben als Souveräne das Recht, keine Bedingung anzunehmen.«

»Wissen Sie einen Ausweg, Monseigneur?«

»Es ist ganz einfach. Streichen Sie die Bedingung, den Vorbehalt. Mit einem Federstrich ist die Sache abgethan. Ich kann aber nicht verbürgen, daß Alles vergessen wird.«

»Ich bezweifle, daß die Prinzen darauf eingehen.«

»Das wird ihnen theuer zu stehen kommen, denn Bedingungen stellen ist eine Majestätsbeleidigung.«

»Eure Eminenz wissen, daß ich bereits Schritte gethan habe, um die Prinzen zur Verzichtleistung zu bewegen.«

»Nicht wahr, die Hauptbedingung ist, daß der Cardinal Mazarin nicht im Gefolge Ihrer Majestäten erscheinen darf?« fragte der Cardinal lachend.

»Ja, Monseigneur,« antwortete der Coadjutor mit einem Seufzer.

»Der Cardinal Mazarin ist ja bereits verbannt, was wollen Sie mehr?«

»Ich, Monseigneur, ich bin Ihnen von nun an ganz ergeben.«

»Was wollen die Prinzen, meine Feinde, noch mehr?«

»Sie wollen die Gewißheit —«

»So viel ich weiß, hat der König die vom 12. August datirte, also erst einige Tage alte Ordonnanz, welche meine Entfernung befiehlt, nicht zurückgenommen. Die Prinzen mögen sich in Acht nehmen! meine Verbannung hat jeden Vorwand zu Ruhestörungen beseitigt, und die Opposition, die im Grunde nur parlamentarisch ist, wird eine politische Rebellion.«

Der Coadjutor lächelte; er schien dies auch schon bedacht zu haben.

»Jedermann ist des Krieges überdrüssig,« setzte Mazarin hinzu, »man kann ihn ohne genügenden Grund nicht fortsetzen.«

»Es ist wahr, Bürgerschaft und Volk sind des Krieges überdrüssig.«

»Beim Himmel!« sagte Mazarin, »wenn man dem Prinzen von Condé Alles bewilligen wollte, was er verlangt, so könnte man ihn nur gleich nach Rheims zur Krönung führen.«

Gondi lächelte.

»Glauben Sie nicht, Monseigneur,« fuhr Mazarin fort, »daß der König an die Zurücknahme seiner Ordonnanz denke; aber er kann und darf nur ohne Bedingungen nach Paris zurückkehren.«

»Eure Eminenz,« erwiederte Gondi lebhaft, »dürfen nicht glauben, daß ich mich in irgend einer Sache zum Dolmetscher der Prinzen mache.«

Mazarin kannte den Haß des Coadjutors gegen die Prinzen, insbesondere gegen Condé, der ihn bekanntlich in voller Parlamentssitzung hatte ermorden lassen wollen; diese Erklärung Gondi's war also überflüssig. Der Letztere arbeitete nur für sich selbst und nebenbei für den Herzog Gaston von Orleans, den Oheim des Königs, den kleinmüthigen und unschlüssigen Generallieutenant des Königreichs.

»Wir kommen nicht weiter in unserer Unterhandlung,« sagte Mazarin. »Lassen wir die Prinzen aus dem Spiel und sprechen wir vom Könige.«

Mazarin wußte sehr gut, daß sich der Prinz von Conti in den Salons des erzbischöflichen Palastes befand; aber er stellte sich, als ob er glaubte, dieser Prinz, der mit seinem Bruder bereits auf sehr gespanntem Fuße stand, werde ebenfalls von dem Coadjutor gehaßt.

»Monseigneur,« erwiederte Gondi, »der König wird vom Volke mit Jubel empfangen werden.«

»Ist das gewiß?«

»Es sei meine Sorge.«

»Gut.«

Mazarin sann einen Augenblick nach.

»Jetzt lassen Sie uns von Ihnen reden,« sagte er mit feinem Lächeln.

Gondi machte eine abwehrende Bewegung, durch welche sich Mazarin aber nicht täuschen ließ.

»Wenn ich nicht irre,« setzte er hinzu, »so haben Eure Eminenz viele Schulden?«

»Die Popularität kostet Geld,« antwortete Gondi mit den Augen blinzend.

Mazarin schien in dieser Antwort einen Spott zu finden, denn er runzelte die Stirne und erwiederte:

»Wenn ich minder sparsam gewesen wäre, so würde ich jetzt nicht in der Verbannung sein. Doch das meinten Eure Eminenz wohl nicht?«

Gondi verwahrte sich mit einem unschuldigen Blicke gegen jede boshafte Absicht. Mazarin war übrigens gekommen, um zu unterhandeln, und folglich entschlossen über Manches hinwegzugehen. Ueberdies konnte er nicht vergessen, daß er in der Gewalt seines vormaligen Feindes war und daß die Salons des erzbischöflichen Palastes in diesem Augenblicke mit Feinden gefüllt sein mußten.

»Ihre Schulden sollen bezahlt werden,« sagte er zu dem Coadjutor, »wie groß auch der Betrag sei. Sie werden darnach beurtheilen, ob man gute Dienste zu belohnen weiß.«

Gondi sah den Cardinal mit einer Miene an, in welcher die Frage: »und was noch?« so deutlich ausgedrückt war, daß Mazarin sich nicht zu halten vermochte und laut lachte. Die andere Eminenz stimmte übrigens sogleich in diese Heiterkeit mit ein.

»Und dann,« setzte Mazarin hinzu, »werde ich mei-

nen Nachfolger um seinen Schutz bitten. Ja, ich habe die Absicht mich nach Rom zu begeben und dort mein Leben zu beschließen. Ich wünsche indeß dem edlen Lande, das meine zweite Heimat geworden, noch in der Ferne nützlich zu sein. Nachdem ich wieder Italiener geworden bin, kann ich mit Hilfe des Landes, das ich regiert habe, auf ein noch annehmbares Los Anspruch machen.«

»Und wer wird der Nachfolger des Cardinal Mazarin auf dem Posten des ersten Ministers sein?«

»Derselbe Prälat, der als Coadjutor nur durch die Intriguen der Prinzen verhindert wurde, Erzbischof von Paris zu werden.«

Der Coadjutor war bereits zweimal dem Ministerium so nahe gerückt gewesen, daß seine Ernennung nach Mazarin's Entfernung nicht nur möglich, sondern ganz unvermeidlich wurde. Er faßte die Hand seines vormaligen Feindes und küßte sie.

»Es lebe Julius IV.!« sagte er.

Mazarin stand ebenfalls mit dem Anstande eines Kirchenoberhauptes auf.

»Kann ich jetzt nach Bouillon zurückkehren?«

»Ja, Monseigneur.«

»Dann erlauben Sie mir, einen Courier nach Pontoise zu senden. O! es ist sehr einfach.«

Mazarin nahm ein Licht vom Tische, trat an ein Fenster, unter welchem die Seine floß, öffnete es und hielt einige Male seinen Hut vor das Licht, so daß dieses bald sichtbar wurde, bald verschwand.

Dann stellte er das Licht wieder auf den Tisch, reichte Gondi die Hand und ging auf die kleine Thür zu, durch welche er vorhin gekommen war.

Gondi schloß die Thür auf und Mazarin verschwand bald auf der dunklen Treppe.

Als Gondi, der einige Male sinnend im Zimmer auf- und abgegangen war, wieder in die Salons gehen wollte, hörte er das Knarren eines Schlüssels in der kleinen Thür.

Er sah sich etwas erschrocken um. Die Thür that sich auf und ein junger Cavalier erschien.

»Sie sind's, Charlotte?« sagte Gondi erstaunt.

»O weh!« sagte der Cavalier, der in der That kein anderer war als die Prinzessin von Chevreuse; »nicht wahr, es kam so eben ein Mann von Ihnen? Er begegnete mir auf der Treppe.«

»Vermuthlich ein Diener,« antwortete Gondi etwas verlegen.

»Wissen Sie das gewiß, Monseigneur?«

»Sie wissen ja, daß diese Treppe zu den Bedientenstuben führt.«

»Aber der Mann trug einen Degen, an welchen ich auf der schmalen Treppe stieß.«

»Dann wird's ein Edelmann sein, der sich im Palaste verirrt hat.«

»Glauben Sie, Paul?« sagte Charlotte mißtrauisch. »Und überdies verbreitete der Mann einen auffallenden Bergamotteduft.«

»Sie sind von Sinnen!«

»Einen Duft, den ich vor mindestens sechs Monaten eingeathmet, der mir aber im Gedächtniß geblieben ist.«

»Sie faseln, Theuerste!«

»Es war eines Abends, als ich in Gesellschaft meiner Mutter und der Marquise de Motteville bei der Königin

war; wir spielten Karten. — Mazarin saß neben mir; er war, wie immer, mein Gegner.«

»Mein Gott! Charlotte, lassen wir diese Albernheiten und preisen wir lieber den glücklichen Zufall, der uns zusammenführt. Ich glaubte, Sie hätten sich schon zur Ruhe begeben.«

»Es bedurfte allerdings eines triftigen Grundes, um mich aus meiner Wohnung zu treiben.«

»Reden Sie.«

»Vor Allem sagen Sie mir den Namen des Edelmannes, der so eben hier war.«

»Es war Niemand hier.«

»Wirklich nicht?«

»Ich schwöre es Ihnen.«

»Aber der Bergamotteduft, das können Sie nicht läugnen, erfüllt noch dieses Zimmer.«

»Ich sage Ihnen noch einmal: Sie sind von Sinnen!«

»Es ist gut, ich gehe.«

»Sie wollen fort?«

»Allerdings.«

»Charlotte! —«

Die Prinzessin von Chevreuse, die schon an der kleinen Thür war, kehrte um und sah ihren Verehrer forschend an.

»Nicht wahr, Mazarin war hier?« sagte sie.

»Nun, ja —«

Gondi gestand es endlich ein, da er wußte, daß der Cardinal zehnmal Zeit gehabt hatte sich zu entfernen.

»Ich wußte es wohl!« sagte sie; »er täuscht Sie.«

»Er täuscht mich? woher wissen Sie das?«

»Was hat er Ihnen versprochen?«

»Nichts.«

»Dann — adieu!« sagte Charlotte.

Aber Gondi hielt sie bei der Hand zurück.

»Charlotte, was gibt's? reden Sie!«

»Wissen Sie, Paul, was Ihnen der Hof zugedacht hat?«

»Nein.«

»Die Bastille oder Vincennes.«

»Das glaube ich nicht.«

»Ich weiß es gewiß, ich fühlte es hier,« sagte sie, die Hand auf's Herz legend. »Sie müssen mich anhören, denn ich täusche mich nicht, ich habe gesehen!«

»Was haben Sie gesehen?«

»Hören Sie. Es gibt Phänomene, welche die Vernunft nicht zu erklären weiß, — es sind keine Träume, deren wir uns nur dunkel erinnern. Wie die Patriarchen der Bibel, Paul, habe ich vorige Nacht eine Vision gehabt.«

Gondi sah die Prinzessin Chevreuse an; er schien an ihrem Verstande zu zweifeln.

»Ich sah einen Mann, dessen Brust mit einem Panzer bedeckt war und der ein Schwert in der Hand hatte; er hielt einen andern Mann, der ein rothes Gewand trug, an dem Kragen seines Mantels fest. Dieser Mann wurde nachher in eine Festung gebracht.«

Gondi lächelte und schüttelte den Kopf.

»Monseigneur,« setzte Charlotte hinzu, »glauben Sie an den unversöhnlichen Haß Ihrer Feinde, trotz allen Zusicherungen, die man Ihnen macht; denn dieser verhaftete Mann, dieser Staatsgefangene waren Sie.«

»Charlotte, Ihre Liebe zeigt Ihnen die Gefahren, denen ich vielleicht ausgesetzt bin, in zu grellem Lichte; aber

beruhigen Sie sich, ich bin dem Hofe unentbehrlich, solchen Verrath habe ich nicht zu fürchten.«

»Es wird sich bald zeigen. — Jetzt adieu!«

»Wohin wollen Sie?«

»Ich will Sie retten.«

»Charlotte, bleiben Sie, ich bitte Sie.«

»Nein.«

Und schnell wie der Blitz entwand sich die Prinzessin den Armen ihres Geliebten, riß die kleine Thür auf und entschlüpfte.

»Charl —« der Coadjutor sprach den Namen nicht ganz aus, er schwieg und verschloß die Thür. — »Sie hat vielleicht Recht,« sagte er nach einigem Besinnen. »Bah! man wird sich nicht an mich wagen!«

Er begab sich mit stolzer, zuversichtlicher Haltung wieder in die Salons.

Charlotte eilte die so oft bestiegene Treppe hinunter und kam in den Hof des Palastes. Sie näherte sich einem Lakeien, der auf einem Ecksteine saß.

»Ihr seid bei dem Prinzen von Conti im Dienste?« fragte sie.

»Ja, Mademoiselle,« antwortete der Lakei.

»Dann ist Monseigneur also noch oben?«

»Ja.«

Sie zog eine kleine Schreibtafel aus der Tasche und schrieb schnell darauf:

»Mazarin ist in Paris.

Charlotte de Chevreuse.«

»Bringe dies deinem Herrn,« sagte sie und legte ein Goldstück zu der Schreibtafel; »aber beeile Dich, sein Leben steht auf dem Spiele.«

Der Lakei eilte die Treppe hinauf und verschwand.

Zehn Minuten nachher verließ der Prinz von Conti den Palast und fuhr zu dem Advocaten Barada.

IX.

Der Hinterhalt.

Am andern Abend, nemlich um dieselbe Stunde, in welcher der Cardinal den Coadjutor verlassen hatte, verließ d'Artagnan die Schenke; er versteckte sich, wie wir gesehen, unter dem gewölbten Thor des Klosters und sah die aus vierzehn Banditen bestehende Spielgesellschaft vorbeiziehen, welche wahrscheinlich unter dem Befehl seines Gegners Sans-Pair und des ihm unbekannten Besuchers stand.

Die Neugierde des Gardelieutenants war aufs höchste gespannt, und er ging möglichst leise etwa zwanzig Schritte hinter dem letzten her.

Als die Sippschaft das Dorf Roule erreicht hatte, hörte man von der Seine her einen lauten Pfiff und gleich darauf blitzte ein helles, aber gleich wieder verschwindendes Licht auf. Die Truppe, die einige Augenblicke still gestanden, ließ nun das Dorf rechts, wandte sich zu dem Grandcours, wie damals die Champs-Elysées genannt wurden, gingen etwa tausend Schritte fort und machten im Cours-la-Reine Halt. Sobald der Letzte verschwunden war, trennte sich die Truppe und die eine Hälfte versteckte sich in einem dichten Gebüsch, die andere in einem Graben.

D'Artagnan konnte dieses offenbar im Voraus verabredete Gesammtmanöver nicht sehen, denn er beobachtete den letzten Mann, der gerade auf die Seine zuging und am

Ufer etwa an der Stelle stehen blieb, wo jetzt die Concordiabrücke ist. Diese Bewegung mochte ihm wohl sehr wichtig scheinen, denn er stellte sich höchstens dreißig Schritte von dieser vorgeschobenen Schildwache hinter einen Baum und lauschte.

Als er seinen Blick eine Weile auf den einen Punkt gerichtet hatte, glaubte er den auf dem Posten stehenden Mann doppelt zu sehen. Aber als sich der eine Körper zur Erde neigte, während der andere aufrecht stehen blieb, konnte d'Artagnan leicht zwei Personen unterscheiden.

»Von hier ist der Pfiff gekommen,« dachte der Chevalier. »Diable! sollten noch andere Helfershelfer in der Nähe sein?«

Er sah wohl ein, daß er vorsichtig sein und Geduld haben mußte; er hatte schon Lust gehabt, auf den Schildwache stehenden Mann loszustürzen, seinen Platz einzunehmen und dem Zufall die Folgen dieses kühnen Wagnisses zu überlassen. Aber er bedachte, daß man vielleicht um Hilfe rufen und Verstärkung herbeiziehen werde. Ueberdies war er ein Freund von Abenteuern und entschloß sich, der in Aussicht gestellten kleinen Komödie bis zu Ende beizuwohnen.

Die Schildwachen hatten ihre Gesichter der Seine zugewandt und schienen etwas zu erwarten. Eine Zeit lang blieb Alles still; plötzlich aber blitzte mitten auf der Seine ein Schimmer auf — offenbar wieder ein verabredetes Zeichen. Ein Soldat konnte nicht verkennen, daß dieses Zeichen durch einige auf die Pfanne eines Pistols geschüttete Pulverkörner gegeben wurde.

Das Signal galt offenbar den beiden auf Vorposten stehenden Männern, denn der eine verließ sogleich seinen

Platz und ging auf die Stelle zu, wo der größere Theil der Truppe verschwunden war.

D'Artagnan war begierig zu erforschen, warum dieses Zeichen gegeben worden war; seine Geduld war zu Ende, zumal seitdem er nur einen einzigen Mann vor sich sah, der sich hinter einen großen Stein gesetzt hatte und das Weitere zu erwarten schien. D'Artagnan's Entschluß war bald gefaßt: er stürzte auf den Mann los, wie ein Falk auf die furchtsame Lerche, und packte ihn bei der Kehle. Das Schwert zu ziehen hielt er nicht der Mühe werth.

Der Mann stöhnte leise und leistete nicht den mindesten Widerstand. In einem Augenblick band ihm der Lieutenant mit seinem eigenen Gürtel die Hände, steckte ihm ein Schnupftuch in den Mund, und nachdem er sich überzeugt hatte, daß er nur eine regungslose Masse zu seinen Füßen hatte, richtete er seine Blicke auf den Fluß.

Er bemerkte nach einigen Secunden eine rasch stromabwärts fahrende Barke, welche sich der Stelle näherte, wo er sich befand. Es war ein günstiger Landungsplatz Außer dem Ruderer waren zwei Männer in der Barke.

Der Chevalier eilte an seinen Baum zurück, nachdem er dem Gefangenen mit einigen derben Flüchen Ruhe geboten hatte.

Die Barke kam näher, und als sie nur noch etwa zehn Ellen vom Ufer entfernt war, kamen aus einem nahen Gebüsch drei Pferde hervor. Nur auf dem einen Pferde saß ein Mann, unter dessen offenem Mantel ein blanker Panzer hervorschaute.

Endlich stieß die Barke an einen Steinhaufen und die beiden Passagiere stiegen ans Land.

Inzwischen hatte sich der Reiter ihnen genähert und

überließ ihnen die Zügel der beiden Handpferde. In einem Augenblick waren sie im Sattel, und alle drei ritten auf dem mit Bäumen und dichtem Gebüsch besetzten Wege fort. In derselben Richtung hatte sich so eben die Schildwache entfernt.

»Ich glaube,« sagte d'Artagnan zu sich, »daß ich hier unter Bekannten bin.«

Er eilte den drei Reitern nach, ohne sich um den Gefangenen zu kümmern; er wußte, daß er ihn fest gebunden hatte.

Er wollte ermitteln, wer die drei Reiter waren, so wie er vorhin begierig gewesen war, die Sippschaft aus dem Spielhause zu verfolgen. Es war vielleicht eine allzu große Neugierde, aber manche Menschen wollen Alles ergründen, was vor ihren Augen vorgeht. Vielleicht hatte d'Artagnan auch eine gewisse Familienähnlichkeit mit den Raubvögeln, welche, eine gute Beute witternd, den zahlreichen Menschenhaufen folgen; mit dem Unterschiede, daß unser Bearner tüchtige Hiebe witterte.

Da er aber gern unbemerkt bleiben wollte, so blieb er mindestens dreißig Schritte hinter den Reitern zurück.

Als die drei Reiter, neben einander trabend, den dichtesten Theil des Waldes erreicht hatten, wurden die Pferde plötzlich am Zügel gehalten. Die Straße war überdies von mehren dicht neben einander stehenden Männern versperrt, so daß die Pferde, wie heftig sie auch gespornt wurden, nicht im Stande waren, die Reihe zu durchbrechen.

»Holla!« rief einer der Reiter, »seid Ihr Räuber oder Soldaten?«

»Keines von beiden, meine Herren,« antwortete eine Stimme, welche offenbar von der einen Seite des Weges

kam, wo ein sehr dünner Lichtstrahl aus den Ritzen ein Blendlaterne hervordrang.

»Was wollt Ihr denn?«

»Weiter nichts, als Sie aufhalten.«

Die beiden Reiter fühlten, wie sie von kräftigen Händen bei einem Bein gefaßt wurden; aber sie zogen, wie auf Commando, ihre Degen und jeder von ihnen gab seinem Gegner einen tüchtigen Schlag mit dem Griff auf den Kopf. Zugleich rissen sie ihre Pferde zurück; diese bäumten sich, die Wegelagerer ließen die Zügel los und fielen zu Boden.

Die Banditen erneuerten ihren Angriff. Sie hatten wahrscheinlich nur die Absicht, die Reiter aus dem Sattel zu werfen, um sich ihrer Personen zu bemächtigen; aber da die Letzteren nicht die gleichen Gründe hatten, ihre Gegner mit Schonung zu behandeln, sondern sich derselben so schnell wie möglich entledigen wollten, so schlugen sie auf die Angreifenden los. Aus dem Geschrei einiger Verwundeten war bald zu erkennen, daß die Hiebe nicht in die Luft gefallen waren.

»Endlich liegt einer auf der Erde!« sagte eine Stimme.

Einer der drei Reiter war in der That vom Pferde gefallen, und während er von vier kräftigen Armen festgehalten wurde, trat der Mann mit der Blendlaterne näher und ließ das volle Licht auf sein Gesicht fallen.

»Der ist's nicht,« sagte der Laternenträger; »bindet ihn und laßt ihn liegen.«

Die Banditen hatten sich um das herrenlose und gegen die Stadt zu laufende Pferd nicht gekümmert.

Aber nach einigen Secunden kehrte das Pferd um, und zum größten Erstaunen der Wegelagerer saß ein Mann

darauf, der mit gezogenem Schwert wüthend auf sie eindrang.

Die beiden Reiter glaubten, einer von den Banditen habe das Pferd bestiegen; aber im Lichte des eben hinter einer Wolke hervorkommenden Mondes sahen sie, wie er dareinschlug, und sie bekamen ihre Besonnenheit wieder, welche durch den Fall ihres Gefährten etwas erschüttert worden war.

Die Banditen heulten vor Wuth und der Mann mit der Laterne suchte sie vergebens mit Wort und Geberden anzufeuern; keiner von ihnen vermochte den Zweck zu erreichen, der mit dem Angriff offenbar verbunden war; sie fingen an zurückzuweichen.

»Donnerwetter!« rief ein Bandit, »so wird's uns nicht gelingen!«

»Es wird Euch in keiner Weise gelingen, Canaillen!« antwortete der einzelne Reiter, auf die dichteste Gruppe losstürmend.

Der Mann mit der Laterne sah mit Zorn und Beschämung, daß seine Bande den Bewaffneten nicht gewachsen war und daß schon sieben bis acht von ihnen blutend in die Büsche gekrochen waren; er ließ daher das Licht seiner Blendlaterne auf den Schauplatz des Kampfes fallen und rief:

»Jetzt ziehet vom Leder!«

Diesen Worten folgte ein lautes Triumphgeschrei der Banditen, die nun ihre Messer und Rapiere zogen; aber nun begannen auch die Reiter eine kräftige Gegenwehr, und es entspann sich ein furchtbarer Kampf.

Der Mond schien hell und die Schwertstreiche wurden mit größerer Sicherheit geführt, als im Anfange. Nach we-

nigen Augenblicken stürzte das Pferd des neuen Reiters, von einem Messerstich in die Brust getroffen, zu Boden.

Der Reiter machte seine Füße mit echt militärischer Präcision aus den Steigbügeln los, und nachdem er dem Banditen, der ihm das Pferd getödtet, den Schädel gespaltet hatte, lief er auf den am Wege liegenden gebundenen Mann zu und durchschnitt rasch die Stricke, welche seine Hände gefangen hielten.

»Ei, das ist ja Besmaux!« sagte er erstaunt. »Geschwind, Freund, gegen die Banditen!«

Besmaux — denn es war wirklich der Edelmann, dessen Bekanntschaft wir am Morgen machten — machte die Bande von seinen Füßen los, nahm ein auf der Erde liegendes Schwert und griff die Wegelagerer an.

Es war Zeit, daß diese Verstärkung kam, denn der eine der beiden noch übrigen Reiter stürzte ebenfalls mit seinem Pferde. Man sah weder Roß noch Reiter wieder aufstehen.

Der Mann mit der Laterne stürzte auf diesen kampfunfähigen Reiter los und ließ den Lichtstrahl auf sein Gesicht fallen.

»Er ist's nicht!« rief er; »frisch darauf, Cameraden! Jetzt gilt's!«

Der Kampf wurde mit erneuerter Wuth wieder begonnen; aber die Banditen bildeten bald nur noch ein kleines Häuflein, denn jeden Augenblick entschlüpfte einer, und bald standen den Edelleuten nur noch fünf gegenüber.

»Geben Sie Ihrem Pferde die Sporen, Monsignore!« rief in italienischer Sprache der eine der beiden unberitten gemachten Reiter, den der Leser bereits erkannt hat. »Wir

Beide, Besmaux und ich, wollen die Schufte schon zu Paaren treiben.«

Der Reiter sprengte davon; aber statt zu fliehen, hielt er zehn Schritte von dem Handgemenge an und betrachtete aufmerksam den Kampf.

»Muth, Sans-Pair!« rief der Mann mit der Laterne, der noch unverletzt war, denn er blieb an der Seite des Fahrweges.

»Wir sind jetzt Fünf gegen Zwei — fürchten Sie nichts!«

»Vorhin waret Ihr fünfzehn.«

Dieser Vorwurf wirkte, denn die Banditen drangen wüthend auf die beiden Edelleute ein; aber sie hatten nicht so leichtes Spiel, wie Sans-Pair geglaubt hatte; zwei von ihnen fielen bei dem ersten Angriff mit durchbohrter Brust.

»Es ist der Dämon aus den Haudriettes!« schrie Sans-Pair; »ich erkenne ihn an seiner Parade.«

Die beiden anderen Banditen nahmen sofort Reißaus und eilten zu ihren unter den Bäumen liegenden verwundeten Genossen. Wahrscheinlich dachten sie an den Zweikampf in der Schenke.

Sans-Pair, der es nun allein mit den beiden Cavalieren zu thun hatte, hielt sich gut.

»Kommen Sie mir doch zu Hilfe!« rief er dem ruhig zusehenden Anführer zu.

Dieser Kampf konnte nicht lange dauern. Während Sans-Pair diesen Abend zum zweiten Male mit d'Artagnan focht, gab ihm Besmaux einen Hieb auf die rechte Kniekehle, und er sank mit einem furchtbaren Fluch zu Boden.

»Jetzt bleibt noch Einer übrig!« sagte d'Artagnan und eilte in das Gebüsch.

Aber der Laternenträger war verschwunden.

Der Weg war nun frei, und die beiden Edelleute hatten nur über einige Todte und Verwundete zu schreiten.

Als der Reiter alle seine Gegner auf der Erde oder auf der Flucht sah, näherte er sich ein paar Schritte; aber d'Artagnan rief ihm wieder in italienischer Sprache zu:

»Machen Sie, daß Sie fortkommen, Monsignore! Es werden vielleicht ihrer Hundert kommen — und dann stehe ich für nichts mehr.«

»Wir wollen zuerst sehen, ob Herr von Thézac schwer verwundet ist.«

Alle Drei eilten auf den während des Kampfes gefallenen Edelmann zu, und Besmaux, der ihn zuerst erreichte, neigte sich zu seinem Freunde, der an seinem blanken Panzer kenntlich war.

»Ach! Monseigneur,« sagte er, »ich glaube, er wird nicht wieder aufstehen.«

»Ich fürchte es auch,« setzte d'Artagnan hinzu, »er hat eine gefährliche Wunde.«

Der Kopf des Cavaliers war hinten gespalten und fast vom Rumpfe getrennt.

»Ein famöser Hieb!« setzte der Bearner hinzu.

Der Panzer wurde losgeschnallt, aber der Cavalier gab kein Lebenszeichen mehr.

»Er ist todt!« sagte Besmaux mit Schmerz. »Der arme Thézac!«

»Sind Sie auch verwundet, meine Herren?« fragte der Reiter.

Ich habe nicht die mindeste Schramme,« antwortete Besmaux.

»Und Sie?« fragte den Reiter der Chevalier.

»O! es ist nicht der Rede werth, Monseigneur — aber eilen Sie, es ist keine Zeit zu verlieren.«

»Ich bleibe, bis Sie mir den Namen meines Retters genannt haben; denn Sie sind ein tapferer Degen, mein lieber Herr.«

»Wie, Monseigneur,« sagte Besmaux, »Sie sahen diesen Degen im Mondlicht funkeln und haben ihn nicht erkannt?«

»Lieber Besmaux, Sie wissen, daß ich kein Kriegsmann bin und daß ich folglich nicht die Degen aller unserer französischen Cavaliere im Mondschein wiedererkennen kann.«

»Aber für einen Kirchenfürsten führen Eure Eminenz das Rapier recht gut,« erwiederte d'Artagnan; »ich habe mich so eben davon überzeugt.«

»Sie kennen mich also?«

»Parbleu!« antwortete der Bearner, indem er seinen Hut abnahm und sein Gesicht im Mondschein zeigte.

»Ei, das ist ja Monsou d'Artagnan!« sagte der Cardinal freudig überrascht.

»Ja, Monseigneur, er ist's, und er bittet Sie dringend, so schnell als möglich fortzureiten.«

»Aber Sie haben keine Pferde und können mir nicht folgen —«

»Reiten Sie allein bis Auteuil, Monseigneur,« sagte Besmaux; »dort werden Sie Pferde für uns finden, und wir werden Sie nachher begleiten.«

»Sie haben Recht, aber es wäre doch etwas unvor-

sichtig. Es ist besser, wenn sich Einer von Ihnen nach Auteuil begibt und sich diese Pferde verschafft. Wer zuerst ankommt, erwartet die Andern hinter der Kirche.«

»Ich will vorauseilen, Monseigneur,« sagte d'Artagnan.

»Warten Sie, Chevalier, nehmen Sie mein Pferd, ich will mit Herrn von Besmaur zu Fuß bis Auteuil gehen.«

»Sehr wohl,« antwortete der Lieutenant, indem er den Zügel faßte und Mazarin beim Absteigen half.

»Ich glaube doch,« setzte der Cardinal hinzu, »es ist besser, daß sich Besmaux nach Auteuil begibt und d'Artagnan bei mir bleibt.«

Besmaux sah seinen Landsmann bedeutungsvoll an; er ahnte wohl, daß eine kurze Unterredung zwischen diesen beiden Männern, deren Scharfsinn er kannte, ein besseres Resultat haben werde, als all seine Beredsamkeit. Vielleicht dachte er auch, daß sich der Cardinal dem Chevalier lieber anvertraute.

Er bestieg sogleich das Pferd und ritt ohne ein Wort zu sagen nach dem Dorfe Auteuil.

»Monseigneur,« sagte d'Artagnan, sich besinnend, »in den Sattelholstern dieser Pferde müssen Pistolen stecken.«

Er nahm zwei Paar Pistolen, die in den Holstern der todten Pferde schlummerten, und theilte sie mit Mazarin.

Sie gingen nun fort, hielten sich aber dicht an den Bäumen, um in dem hellen Mondschein nicht bemerkt zu werden, falls sie von neuem verfolgt würden.

»Sie gehören also wirklich zu den Meinigen, lieber Monsou d'Artagnan?« sagte der Cardinal gutmüthig.

»Wie kann ich denn jetzt anders, Monseigneur?«

»O! Sie könnten mich recht gut allein nach Auteuil gehen lassen und sich nach Paris zurückbegeben, als ob nichts geschehen wäre.«

»Das ist wahr, Monseigneur; aber das Scharmützel von diesem Abend hat mir Lust zu Abenteuern gemacht; ich möchte jetzt alle Degenstöße auffangen, die Eure Eminenz bedrohen.«

»Sie geben mir schlechten Trost, d'Artagnan.«

»Monseigneur,« erwiederte der Chevalier, »wie ein Unglück nie allein kommt, so haben zehn Degenstöße unausbleiblich hundert in ihrem Gefolge.«

Der schlaue Bearner hütete sich wohl, dem Exminister zu gestehen, daß er den Wegelagerern bekannt sei und daß seine Anwesenheit in Paris mindestens sehr unbesonnen sein würde; daß es folglich in seinem eigenen Interesse war, Mazarin wenigstens bis nach Pontoise zu begleiten. Er wollte sich lieber das Ansehen geben, daß er durch persönliche Zuneigung an den Cardinal gefesselt werde: eine so schöne That konnte gewiß nicht unbelohnt bleiben.

Mazarin ging sehr rasch. Der Chevalier, der ihm auf dem Fuße folgte, stand plötzlich still und lehnte sich an einen Baum.

»Verzeihen Sie, Monseigneur,« sagte er, »ich kann nicht so schnell gehen.«

»Was fehlt Ihnen denn, lieber Freund?« fragte der Cardinal mit einiger Bangigkeit.

»Ich habe blos einen kleinen Degenstich in die Brust bekommen.«

D'Artagnan fühlte seine Kräfte vollends schwinden, ein kalter Schweiß bedeckte seine Stirn und es ward ihm dunkel vor den Augen. Er war einer Ohnmacht nahe, aber

seine Willenskraft hielt ihn aufrecht. Er knöpfte sein Wams auf und zeigte seine blutende Brust.

Der Cardinal riß das Hemd aus einander und bemerkte eine große Wunde auf der rechten Seite der Brust. Das schwarze geronnene Blut schien die Wunde verstopft zu haben, aber die Berührung mit der Luft bewirkte eine neue Blutung. Der Cardinal legte sein Schnupftuch als Compresse darauf; d'Artagnan breitete das seinige darüber, knöpfte sein Wams wieder zu, schob sein Wehrgehänge hinauf und schnallte es um den Verband.

»Jetzt können wir weiter gehen, Monseigneur,« sagte er. »Ich halte es jetzt, wenn's sein muß, bis Pontoise aus.«

Der eisenfeste Mann ging mit ungebrochener Kraft fort.

»Geben Sie mir Ihren Arm, lieber Monsou d'Artagnan, und ich glaube, es wird Alles gut gehen. Aber vor Allem müssen wir nach Auteuil, wo uns Besmaur erwartet.«

Auf den Arm des Cardinals gestützt, schritt der Lieutenant rüstig fort.

»Sie sagten, lieber Monsou d'Artagnan, daß zehn Degenstöße unvermeidlich hundert im Gefolge haben,« sagte Mazarin nach einer Weile. »Haben Sie etwa Ursache noch einen Hinterhalt zu vermuthen?«

»Nein, Monseigneur, aber im Allgemeinen lassen's die Wegelagerer nicht bei einem Angriff bewenden.«

»Sehr richtig geurtheilt, aber haben Sie seit diesem Morgen, nemlich seitdem Sie mit Besmaur gesprochen — nein,« verbesserte Mazarin, »haben Sie seit gestern Abends um acht Uhr irgend ein Merkmal beobachtet, aus welchem Sie auf meine Anwesenheit in Paris schließen konnten?«

»Seit gestern Abend, nein, Monseigneur,« antwortete d'Artagnan, ohne durch diese verfängliche Frage in Ver-

legenheit zu kommen; »aber ich kann nicht läugnen, daß ich seit diesem Morgen Verdacht hatte — freilich nur einen sehr leichten Verdacht —«

»Entsinnen Sie sich recht, ob gestern Abends —«

»Es fällt mir nichts bei.«

»Wo haben Sie den Abend zugebracht?«

»Bei dem Herrn Coadjutor.«

»Wirklich?« sagte Mazarin lauernd; »und wer war mit Ihnen in den Salons?«

»O! viele Leute, die Gesellschaft war sehr gemischt.«

»Gewiß waren viele von meinen Feinden da?«

»Und einige von Ihren Freunden, das schwöre ich Ihnen, Monseigneur.«

»So? Lassen Sie doch hören – fangen Sie bei den größten Häuptern an.«

»Das größte war das Haupt des Prinzen von Conti.«

»Er! der erklärte Feind des Coadjutors!«

»Jetzt thun sie einander schön, wie es scheint — vielleicht um die Stelle zu wählen, wo sie sich beißen werden. Aber es ist nicht zu verkennen, daß zumal der Prinz von Condé der Feind des Coadjutors ist.«

»Hat der Prinz von Conti viel mit ihm gesprochen?« fragte Mazarin.

»Wenig, so viel ich weiß. Uebrigens war der Coadjutor mindestens eine Stunde abwesend. — Ha! ich erinnere mich eines Zwischenfalles, der großes Aufsehen machte. Herr von Gondi war kaum zehn Minuten wieder in der Gesellschaft, als ein Lakei auf den Prinzen zutrat und ihm ein Billet überreichte. Wahrscheinlich enthielt das Billet sehr beredte, wenn auch kurze Worte, denn der Prinz warf nur einen flüchtigen Blick auf dasselbe.«

»Weiter, d'Artagnan — weiter —«

»Der Prinz von Conti zeigte dem Coadjutor das Billet. Herr von Gondi schien höchst erstaunt und erröthete stark. Beide flüsterten sehr lebhaft in einem Winkel, und fünf Minuten nachher entfernte sich der Prinz eilends.

»Es ist gut, d'Artagnan, ich weiß genug,« sagte Mazarin nachsinnend; »der Anschlag kommt von dort her — ich werde es nicht vergessen.«

Sie kamen an die kleine Kirche zu Auteuil, wo drei Pferde ihrer warteten. Besmaux war schon im Sattel.

»Vermuthen Sie nicht, meine Herren,« sagte Mazarin, »wer der Mann mit der Laterne war?«

»Nein, Monseigneur,« antwortete Besmaux; »in der Hitze des Kampfes habe ich ihn nicht angesehen.«

»Und Sie, Chevalier?«

»Ich habe sein Gesicht nur einen Augenblick gesehen, Monseigneur, aber ich würde ihn jetzt unter Tausenden wiedererkennen.«

»Nun, das ist schon etwas. — Jetzt zu Pferde, meine Herren!«

Der Cardinal half d'Artagnan auf's Pferd, schwang sich in den Sattel und alle Drei ritten in das Gehölz von Boulogne.

Unterdessen war der Mann, den d'Artagnan gebunden und geknebelt hatte, ganz ruhig hinter dem großen Stein am Ufer der Seine liegen geblieben; er gab keinen Laut von sich, um die Aufmerksamkeit so wenig wie möglich auf seine Person zu lenken. Er zitterte wie Espenlaub bei dem mindesten Geräusch und war jeden Augenblick auf das Erscheinen eines riesenhaften Soldaten gefaßt, der dann ge-

wiß nicht so glimpflich mit ihm umgehen würde, wie sein Gefährte.

Als er indeß eine halbe Stunde in dieser höchst unbequemen Lage geblieben war, richtete er sich mit einiger Mühe auf und lauschte. Ringsum herrschte tiefe Stille, die nur durch das Rauschen des Wassers unterbrochen wurde. Der Geknebelte bekam nun wieder einigen Muth und fing an, die Bande, welche seine freie Bewegung hinderten, in Augenschein zu nehmen. Nach einiger Anstrengung machte er seine Arme los; eine Minute nachher stand er auf den Füßen.

Trotz seiner tiefen Beschämung ging er mit stolzer, zuversichtlicher Haltung, die er in seinem Schatten mit Wohlgefallen betrachtete, in die Vorstadt. Er erreichte bald die Schenke der »Haudriettes«, in welcher Alles mäuschenstill war. Er hielt es indeß noch nicht für gerathen, hineinzugehen und setzte sich etwa hundert Schritte von dem Thore Saint-Honoré auf einen Eckstein. Hier wartete er.

Der Mann mit der Laterne, d. i. Barada, hatte Reißaus genommen, sobald Sans-Pair, von Besmaux' Klinge getroffen, niedergesunken war, und wartete in einem dichten Gebüsch geduldig, bis sich die Reiter entfernt haben würden; aber als er eben seinen Versteck verlassen wollte, um nach Paris zurückzukehren, wurde seine Aufmerksamkeit auf den Schauplatz des Kampfes gelenkt. Es schien ihm, als ob Jemand auf ihn zukam, und aus der Langsamkeit des Ganges schloß er auf eine genaue Nachforschung. Er hielt es daher nicht für gerathen, sogleich seinen Versteck zu verlassen, denn er hörte bereits ganz deutlich die tiefen Athemzüge seines muthmaßlichen Verfolgers, der jetzt, nachdem der Cardinal in Sicherheit war, von den gefährlichen und weit treffenden

Pistolen sehr gut Gebrauch machen konnte. Und doch war es sehr mißlich, ihn näher kommen zu lassen; er konnte entdeckt werden und ein Handgemenge, welches dann nicht zu vermeiden war, konnte nur zu seinem Nachtheil ausfallen, denn ungeachtet seiner Kühnheit und Verwegenheit war er mit der Führung der Waffen gar nicht vertraut.

»Eine harte Lection!« sagte er zu sich, »und sie wird mir vielleicht theuer zu stehen kommen!«

Barada faßte von nun den Entschluß fechten zu lernen, falls er glücklich davonkäme, um nicht wieder in einer solchen Klemme zu sitzen.

Aber seine Angst war nicht von langer Dauer: der auf ihn zukommende Mann erschien in einer vom Monde beschienenen lichten Stelle, sich mühsam fortschleppend und sich mit der einen Hand auf seinen Degen stützend, mit der andern an den Bäumen haltend.

»Es ist Sans-Pair,« sagte Barada, tief aufathmend und sich dem Ankommenden zeigend.

»Ja, ich bin nicht todt,« sagte der Raufbold und stützte sich auf den Arm, den ihm der Advocat bot; »aber ich habe eine schwere Beinwunde, und werde lange festliegen müssen.«

»Das ist fatal, denn Du hast eine starke Scharte auszuwetzen!«

»Ja, geben Sie mir die Mittel dazu, und Sie werden sehen!«

»Sei nur ruhig, es wird nicht lange dauern.«

»Aber jetzt kann ich nicht weiter — ich wollte nicht auf dem Kampfplatz bleiben, es könnten ihrer Mehre kommen — Sie müssen mich zu Ricous tragen oder ihn holen,

denn der feige Mensch hat Reißaus genommen, als er sah, daß es Ernst wurde.«

»Tragen kann ich Dich nicht, aber ich will Dir Ricous und eine Tragbahre schicken. Ein tapferer Degen wie Du ist zu kostbar, als daß man ihn im Stich lassen könnte. Warte hier, es soll nicht lange dauern.«

Barada ging fort und begab sich in die Schenke, wo er seine Anordnungen traf, und ging dann sogleich in die Stadt; aber unweit des Thores Saint-Honoré trat ihm eine Gestalt in den Weg. Er wich erschrocken zurück.

»Ich bin's!« sagte eine leise Stimme.

»Ah! Las Florides! ich hatte Dich vergessen, Du mußt noch diese Nacht nach Bordeaux abreisen.«

»Und was soll ich dem Ormistengeneral sagen?«

»Duretête? Nichts, als daß ich mich mit meiner Frau in acht Tagen nach Bordeaux begeben werde, und daß der Prinz von Conti in vierzehn Tagen abreist.«

»Der Prinz von Conti? Ei, der Teufel!«

»Ist es Dir etwa nicht angenehm?«

»O, mir ist's schon recht, aber dem General —«

»Duretête scheint drüben ganz dieselbe Rolle zu spielen, die Oliver Cromwell in England spielt.«

Der Andere machte so große Augen, daß Barada schwieg und mit ihm in die Stadt ging. Es versteht sich, daß sich das Thor weit vor ihnen aufthat.

Unterdessen hatte sich der Schenkwirth Ricous in die Grand-Cours begeben. Er wußte, daß er Sans-Pair dort finden würde, und mit Hilfe eines Getreuen trug er den verwundeten Raufbold fort. In der Schenke angekommen, verband Sans-Pair selbst sein stark angeschwollenes Bein; dann zog er Ricous an sich und flüsterte ihm zu:

»Weißt Du endlich den Namen des Patrons, der uns zu diesem Gemetzel geführt hat?«

»Bertaut behauptet, er sei ein Advocat, er habe ihn schon im Justizpalast in seiner schwarzen Amtstracht gesehen.«

»Ah! das ist ein Fingerzeig. Es ist immer gut, die Leute zu kennen, für die man arbeitet; man läuft sonst Gefahr, die Arbeit nur halb zu thun. Man muß sich zu helfen, Zeit und Umstände, zumal Personen zu benützen wissen. Uebrigens sagt er, daß noch nicht Alles beendet ist. Corbleu! ich muß vor allem den Dämon auffinden, der mich hier so schmählich entwaffnet hat!«

Der Raufbold schlief murrend ein.

Wir werden bald sehen, daß ihm Barada wirklich noch eine furchtbare Arbeit zugedacht hatte.

Ende des ersten Theiles.

Druck und Papier von Leop. Sommer in Wien.

Blanquet, Albert / Rödiger, G. F. W. / Dumas, Alexandre,

D'Artagnan's Liebesabenteuer Nachtr. zu den 'Drei Musketieren' [Les trois Mousquetaires] von Alexander Dumas

Bd.: 1

Pest ; Wien ; Leipzig 1860